2,00 DM / Band 807
Schweiz Fr 2,00 / Österr. S 16

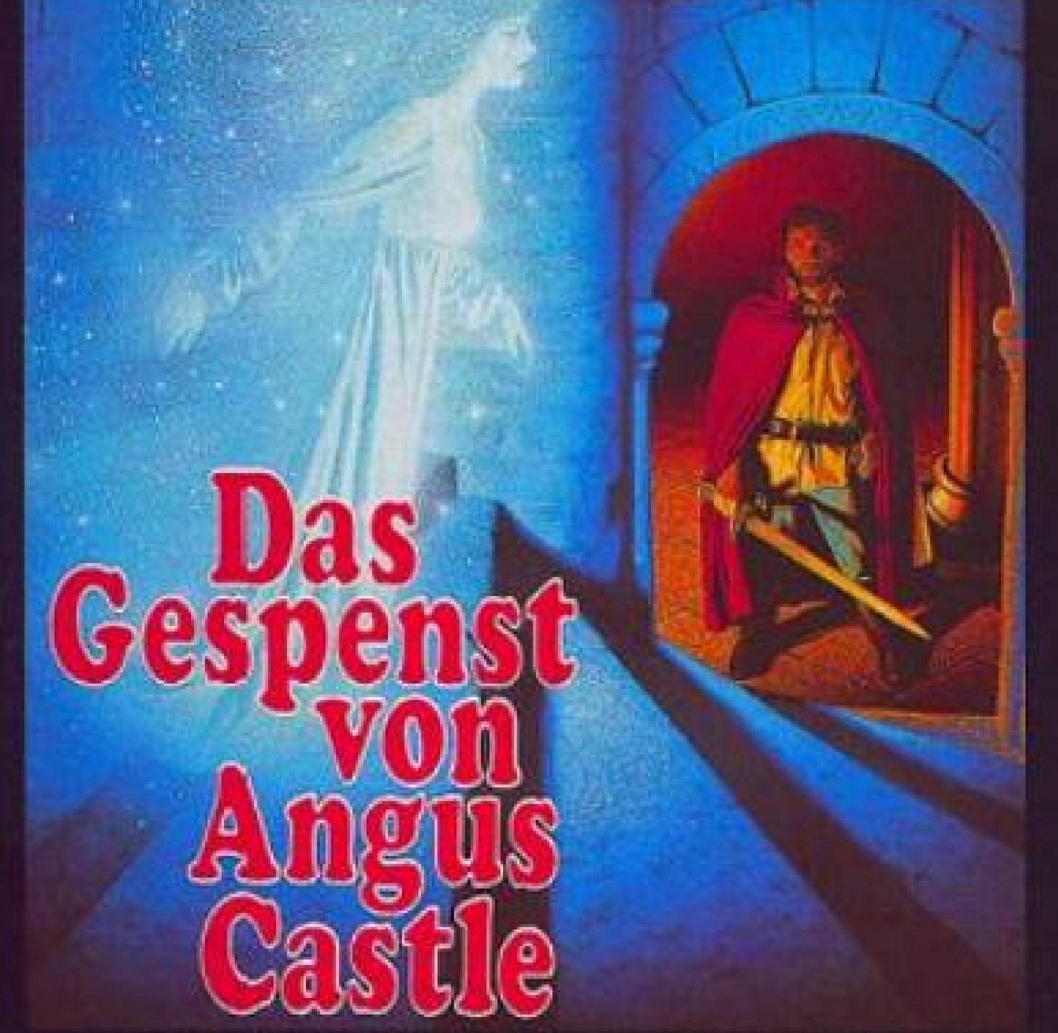
NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Frankreich F 9,00 / Italien L 2300 / Niederlande f 2,60 / Spanien P 200



Das Gespenst von Angus Castle

John Sinclair Nr. 807

von Jason Dark

erschienen am 21.12.1993

Titelbild von Tim White

Sinclair Crew

Das Gespenst von Angus Castle

Wenn ich jemals in einer gottverlassenen Gegend gestanden hatte, dann hier in Schottland, irgendwo in den Highlands, ziemlich weit weg von jeglicher Zivilisation, aber in Sichtweite eines Schlosses, das einen verlassenen Eindruck machte.

Es sah nicht natürlich aus, es wirkte so, als wäre es dort für Aufnahmen platziert worden, um wenig später wieder abgeholt zu werden. Es thronte nahezu theatralisch auf dem Felsen in dem abgelegenen Hochmoor. Die ausgefallene Architektur und die einzigartige Umgebung verliehen seinen verrotteten Türmen eine morbide Atmosphäre. Es war wie eine perfekte Illusion aus einem Schauerroman.

Das Schloß war nicht einmal groß und erinnerte mehr an ein Jagdschlösschen. Ein Kokon von Spinnweben schien es umwickelt zu haben.

Angus Castle hieß das Schloß, mehr wußte ich noch nicht darüber.

Dabei war ich nach Schottland gekommen, um mich mit diesem Schloß zu beschäftigen, und ich war nicht irgendeinem Anruf gefolgt, sondern dem meines Vaters. Er hatte mich herbestellt, ohne sich jedoch zu zeigen. Ich wußte nicht einmal, ob er in der Nähe wartete. Wenn ja, dann hielt er sich gut versteckt.

Obwohl ich den Bau noch nicht von innen gesehen hatte, gab er mir bereits jetzt Rätsel auf. Ich wußte instinktiv, daß ich mich damit noch näher zu befassen hatte. Sicherlich würde ich noch Überraschungen erleben.

Natürlich hatte ich meinen Vater gefragt, um was es ging, denn grundlos rief er nicht an. Er hatte nur ausweichend geantwortet und mir erklärt, daß ein Treffen wichtig wäre.

Nun ja, ich würde schon sehen.

Meinen Wagen hatte ich auf dem unbefestigten Weg stehen lassen, der in der Nähe dieses Gebäudes auslief. Von der langen Reise war ich ziemlich müde, obwohl ich einmal unterwegs in einem Hotel übernachtet hatte.

In dieser Höhe wehte ein angenehm frischer Wind, der kühl über mein Gesicht strich. Er brachte den Geruch der frischen Natur mit.

Es roch nach Gras, nach Blumen und irgendwo auch nach Weite und Fernweh. Da ich mich sehr hoch befand, wirkte das Land ziemlich flach. Weite Ebenen, die Hochmoore, dazwischen Gürtel aus Gestrüpp, kaum Wald, dafür Wasser. Zahlreiche kleine Seen zeichneten die Umgebung. Ihre dunkle Füllung sah aus wie verschieden große Augen. Das Wasser war nicht klar, aber auch nicht schmutzig, nur düster wie alle Gewässer hier. In einem satten Grün schimmerte es, und manchmal wischten die Farben auch ineinander.

Es war eine Umgebung von herber Schönheit. Nicht verspielt oder nett, sondern ziemlich rau, denn im Herbst und Winter tobten Stürme über das Land. Sie würden um die Mauern des Schlosses heulen, an den Dächern zerren und die runden Türme zum Jammern bringen. Es waren viele Fenster vorhanden. Ich wußte nicht, ob dahinter Menschen lebten, ich sah keinen Schatten, der sich bewegte, nicht einmal Scheiben fielen mir auf. Angus Castle war verlassen worden.

Aber wo steckte mein Vater? Ich hatte den Wagen etwa vor zehn Minuten verlassen und war in seiner Nähe stehen geblieben. Wenn er sich irgendwo in der nahen Umgebung aufhielt, hätte er mich sehen müssen, doch er zeigte sich nicht. Er blieb verschwunden.

Ich schaute zum Himmel. Auch er konnte mir keine Antwort geben. Die weißen Wolken lagen auf der blauen Fläche wie gezeichnet.

Sie wirkten so hoch und fern. Man konnte sich kaum vorstellen, daß diese Gegend auch bald im Nebel versank. Dieser Flecken Erde gehörte noch zu denen, die nicht vom Tourismus eingenommen worden waren.

Da hörte ich das Singen! Es war keine menschliche Stimme, die sich durch ein Lied gemeldet hatte, es war ein Geräusch, das ich eben als singend ansah. In meinem Rücken war es aufgeklungen, und ich drehte mich um.

Nichts war zu sehen – oder doch? In der Luft schien ein Flimmern zu hängen, ein zitternder Schein, der nicht verschwinden wollte. Er war einfach da, und ich schaute gebannt gegen einen künstlichen Regenbogen, der allerdings nicht aus den Spektralfarben bestand, sondern nur aus einer hauchzarten. Einer Mischung aus Gold und Silber.

Dann war der eigenartige Regenbogen weg.

Ich schluckte, zwinkerte mit den Augen, räusperte mich und überlegte, ob ich mich geirrt haben konnte.

Vielleicht. In dieser Einsamkeit bildet man sich gewisse Dinge ein, die hätten geschehen können. Zwar kannte ich kein Motiv für dieses Klirren, doch an einen Irrtum wollte ich auch nicht glauben.

Etwas war da.

Etwas belauerte mich aus dem Unsichtbaren hervor, und ich kam damit noch nicht zurecht. Ich drehte mich auf der Stelle, weil ich auch annahm, daß sich das Klirren weiterbewegte, aber selbst an der grauen Fassade des Schlosses sah ich nichts.

Wo steckte mein Vater?

Verflixt noch mal, er hatte mich herbestellt, er mußte kommen, um mich zu begrüßen! Oder war er nicht da?

Das konnte durchaus sein. Ich war zu früh gekommen. Wir hatten keinen konkreten Zeitpunkt ausmachen können und hatten uns darauf verständigt, gegen Mittag an Ort und Stelle zu sein.

Es war kurz vor zwölf! Ich konnte mir ein wenig wie Gary Cooper vorkommen, der in dem Film *High Noon* einsam und allein auf seine Gegner wartete.

Ich hatte keine und überlegte, wo ich warten sollte. Im Wagen, vielleicht im Schloß. Bei der zweiten Möglichkeit zögerte ich, denn es hatte etwas an sich, das mich davon abhielt, es schon jetzt zu betreten. Ich wollte nicht von einer Drohung sprechen, das wäre übertrieben gewesen, sehr anziehend wirkte das Gemäuer nicht.

Also warten.

Draußen bleiben, die gute Luft atmen und sich dorthin stellen, von wo aus ich den Weg, den ich gefahren war, überblicken konnte. Eine Strecke, die sich durch das Land schlängelte, Dörfer miteinander verband, wo Menschen lebten, die mit der Einsamkeit zurechtkamen

und sich darüber auch nicht beschwerten.
Wieder das Singen!
Ich zuckte zusammen, weil etwas über mich hinweggeflogen war, haarscharf, fast durch die Frisur.
Ich ging nach vorn, drehte mich, schaute wieder zurück und sah soeben noch das gleiche Phänomen wie beim erstenmal. Etwas Helles verschwand.
Tief holte ich Luft.
Beim erstenmal hätte ich noch an eine Täuschung glauben können, nun aber war ich fest davon überzeugt, daß mich jemand beobachtete. Ein Wesen, ein Geist möglicherweise, der sich von seinem Ort der Verbannung gelöst hatte und jetzt freigekommen war.
Das alte Schloß konnte ich mir durchaus als einen Ort der Verbannung vorstellen. Es hatte etwas Morbides, es strahlte ein Geheimnis ab, das tief in seinen Mauern verborgen blieb und sich so leicht nicht zeigen würde. Aber ich war gewarnt. Mit meiner Ruhe und relativen Ausgeglichenheit war es dahin. Mit jeder Sekunde, die verstrich, erhöhte sich bei mir die Spannung. Ich wartete einfach darauf, daß sich etwas tat, ich sehnte das dritte Erscheinen herbei.
Dabei ging ich davon aus, daß es diesmal anders sein würde.
Nicht mehr so geisterhaft, sondern direkter. Der Feind oder das Unbekannte war näher an mich herangekommen.
Automatisch suchte ich nach einer Deckung. Ich wollte mich einfach nicht hinter den Mauern des Schlosses verstecken, und richtete mein Augenmerk auf den Wagen, der sich in dieser Umgebung wie ein Fremdkörper ausnahm und so etwas wie einen Schutzraum darstellte.
War er okay?
Schmutzig war er, mein Rover, und das Sonnenlicht ließ ihn kaum glanzvoller erscheinen. Die Umgebung, der Himmel, das Schloß und ich spiegelten sich in den matten Scheiben wider.
Oder…?
Für einen Augenblick glaubte ich, im Innern des Fahrzeugs eine Bewegung gesehen zu haben. Nur sehr schwach, vielleicht auch eine Einbildung, aber trotzdem so stark, daß ich mich gezwungen sah, doch nachzuschauen.
Der Weg lag etwas tiefer. Zumindest an der Stelle, wo ich meinen Rover abgestellt hatte. Ich rutschte eine flache Böschung hinunter, bewegte mich dann schneller und hatte das Fahrzeug mit dem nächsten großen Schritt erreicht.
Neben der Fahrerseite blieb ich stehen.
Abwarten, ducken, hineinschauen oder die Tür öffnen. Ich tat alles zugleich.
Der Rover war leer!
Tief atmete ich durch. Also war ich doch einer Täuschung erlegen.

Ich schüttelte den Kopf und lachte innerlich. Wie hätte es auch anders sein können? Ein leeres Auto interessierte keine Geister.

Wieder richtete ich mich auf.

Dabei schaute ich zwangsläufig über das Wagendach hinweg. Als ich mich noch in der Bewegung befand, hörte ich vor mir abermals das singende Geräusch.

Unwillkürlich zog ich den Kopf ein. Ich hatte das Gefühl, daß dieses Singen jetzt bedeutungsvoller und intensiver war. Jedenfalls stärker als bei den beiden Malen zuvor.

Da stand er.

Nur die Wagenbreite trennte uns. Ein Mann war aus dem Nichts erschienen, und er starrte mich aus seinen leeren Augen traurig an.

Das alles hätte ich noch locker hingenommen, wenn mich nicht eine Tatsache mißtrauisch gemacht hätte.

Dieser Mann gehörte nicht in meine Zeit. Er sah aus wie jemand, der aus der Vergangenheit zu Besuch gekommen war…

Ich hatte den Atem angehalten und spürte, wie der Speichel in meine Kehle rann und räusperte mich.

Der Mann und ich starrten uns an. Er blieb einfach stehen, als wollte er, daß ich mir seinen Anblick einprägte. Er war es wert, das stimmte.

Ein roter Umhang, ein gelblich schimmerndes Wams, eine Hose, ein Gürtel und halbhohe Stiefel. Das Haar des Mannes war schwarz, ebenso wie der Bart, der sein Kinn umwucherte und sich an den Wangen hoch bis hin zu den Ohren zog. Sein Gesichtsausdruck war nicht finster, er kam mir irgendwie fragend und voller Neugierde vor, denn so und nicht anders betrachtete er mich.

Noch etwas fiel mir auf.

Mit der rechten Hand hielt er den Griff eines Schwertes umklammert. Die Klinge schimmerte im Licht der Sonne und warf einen goldenen »Schatten« zu Boden.

Die Klinge erinnerte mich an Karas Schwert, denn auch diese Waffe bestand aus einer goldenen Klinge. Nur glaubte ich nicht daran, daß diese Klinge golden war. Als die Klinge nicht mehr das direkte Sonnenlicht reflektierte, sah sie wieder wie normaler Stahl aus.

Ich wußte jetzt, was das Singen bedeutete. Wahrscheinlich hatte diese Gestalt aus dem Unsichtbaren heraus zugeschlagen, und so war eben das Schwert dicht über meinen Kopf hinweggesaust. Es hätte mich auch treffen können, es war nicht geschehen, und ich vermutete eine Absicht dahinter. Ein Geist hatte sich materialisiert! Etwas Unheimliches war geschehen.

Etwas, das ich hinnehmen mußte, das nicht erklärt werden konnte, und dieser Geist schien auf mich gewartet zu haben.

Was wollte er?

Mich töten?

War die Gestalt gekommen, um ich zu vernichten? Um mir den Kopf abzuschlagen? In welcher Beziehung stand sie zu dem alten Schloß? Hatte ich es hier mit dem Besitzer zu tun?

Ich trat einen Schritt zurück. Plötzlich spürte ich auch den kühlen Hauch, der mir vom Auto her entgegenwehte. Es war eben dieser kalte Nebel, unsichtbar, der mich warnen wollte, nicht näher an die Gestalt heranzutreten.

Was ich tat, sah nach einem Rückzug aus, war aber keiner. Ich entfernte mich weiter von meinem Fahrzeug, behielt den anderen im Auge und sah, daß er sich erst nach einer Weile bewegte. Mit einer locker wirkenden Bewegung drehte er sich um und ging die ersten Schritte. Es war kein Gehen im eigentlichen Sinne, sondern mehr ein Schreiten, wobei kaum feststand, daß ihre Füße den Boden berührten. Diese Gestalt schien darüber hinwegzuschweben, und sie behielt auch die Richtung bei, denn sie kam auf mich zu.

Ich erwartete sie.

Der rote Mantel wehte im Wind. Er flatterte hinter ihm auf wie eine weite Fahne, bevor er sich wieder zusammenfaltete und seine Waden umspielte.

Als er nahe genug an mich herangekommen war, sprach ich ihn an. »Wer bist du?«

Meine Worte hatten ihn gestört. Er blieb stehen. Den Kopf etwas zur Seite gedreht, als wollte er der Frage noch nachlauschen. Da ich keine Antwort erhielt, jedoch unbedingt eine haben wollte, fragte ich noch einmal nach.

»Wer bist du?«

Plötzlich bewegte er seinen Mund. Für mich sah es aus, als hätte er dies nicht aus eigener Kraft getan, sondern hätte dabei irgendwelchen Befehlen gehorcht, denn der Mund bewegte sich einfach zu ruckartig, und ich hörte die geflüsterte oder gezischelte Antwort in einem sehr alten Englisch oder Schottisch.

»Wie könnt Ihr es wagen, Lord Lyell diese Frage zu stellen? Wer seid Ihr? Habt Ihr keinen Namen? Wollt Ihr Euch nicht vorstellen? Seid Ihr von Adel oder ein Gemeiner?«

Ho, da hatte ich ins Fettnäpfchen getreten. Er hieß also Lord Lyell, ich aber hatte diesen Namen noch nie gehört, und wahrscheinlich hatte er vor einigen hundert Jahren hier geherrscht, war geachtet oder gefürchtet worden, auch gestorben, aber aus einem Grund zurückgekehrt, den ich leider nicht kannte.

Er kam näher.

Plötzlich schien er mit Energie gefüllt zu sein, denn er bewegte sich ziemlich schnell.

Ich tat nichts. Stehen bleiben, ihn erwarten, denn irgend etwas mußte er ja tun.

Etwa eine Körperlänge von mir blieb er stehen. Ich schaute dabei auf sein Schwert. Das Metall sah aus, als bestünde es aus schimmerndem und gefrorenem Wasser. Bei jedem Schritt zuckte die Schwertspitze vor, und sie verließ auch nie ihre Richtung, denn sie wies nach wie vor auf mich. In den Augen entdeckte ich einen matten Abglanz der Schwertklinge, er schien mit seiner Waffe verwachsen zu sein.

Ich brauchte ihn, ich würde nicht versuchen, ihn zu töten, ich wollte ihn nur stoppen.

Er schlug zu.

Ich hörte wieder dieses seltsame Singen, denn genau mit diesem Geräusch zerschnitt die Klinge die Luft. Mit einem Sprung brachte ich mich in Sicherheit.

Er hatte den Schlag locker, weit geschwungen und seitlich geführt.

Durch meine Reaktion erwischte mich die Klinge nicht. Sie glitt an mir vorbei und schleifte durch das Gras.

Er holte wieder aus.

Darauf hatte ich gewartet und mich eingestellt. Mit zwei langen Schritten hatte ich Distanz zwischen uns beide gebracht und mir die Zeit genommen, die Kette mit dem Kreuz über den Kopf zu streifen.

Es gab keinen direkten Grund für diese Tat, ich hatte einfach meinem Gefühl nach gehandelt und genau das Richtige getan.

Er sah das Kreuz, das in meiner Hand schimmerte. Plötzlich sank seine zum Schlag erhobene Hand wieder nach unten. Er riß den Mund auf, taumelte zurück, das Schwert kratzte mit seiner Spitze über den Boden, und plötzlich glühte die Gestalt des Lords auf.

Als letztes nahm ich den Ausdruck seiner Augen von ihm mit. Sie waren so erstaunt, so ungläubig, dann begann die Luft zu flimmern, und einen Moment später war er verschwunden.

Ich stand nicht mehr länger still und lief dorthin, wo ich ihn zuletzt gesehen hatte.

Dort fühlte sich die Luft kalt an, als läge noch ein unsichtbarer Nebel darin.

Lord Lyell war und blieb verschwunden!

Ich atmete tief durch. Plötzlich spürte ich die Röte in meinem Gesicht. Ich schwitzte, ohne daß es wärmer geworden war. Es konnte an dem Wissen liegen, daß ich mich tatsächlich in einer unheimlichen Gegend verirrt hatte, und mein nächster Blick galt dem alten Schloß.

Dort war nichts geschehen. Nach wie vor lag es wie ein grauer Schatten in der normalen Landschaft, so daß ich mich fragte, ob es tatsächlich hierher gehörte oder nur auf einen schnellen Besuch vorbeigekommen war.

Ich vergaß den Lord zwar nicht, doch ich verdrängte die Gedanken an ihn und beschäftigte mich wieder mit dem Anruf meines Vaters. Ich fragte mich, was er damit bezweckt, hatte. Hatte er mir nur Bescheid

gegeben, um mich wegen dieser so fremden Gestalt herzulocken? Wollte er sie mir zeigen und selbst im Hintergrund bleiben? Wenn ja, dann konnte es durchaus eine Verbindung zwischen meinem Vater und diesem Lord Lyell geben.

So sehr ich mich gedanklich auch anstrengte, es war mir zu diesem Zeitpunkt unmöglich, die Verbindung zu finden. Da hätte mein Vater schon selbst erscheinen müssen.

Bestimmt war er hier.

Aber wo?

Ich schaute gegen das graue Gemäuer des alten Schlosses. Dort rührte sich nichts, aber ich war davon überzeugt, daß sein Inneres einige Geheimnisse verbarg.

Auch in diesem Fall war Angriff die beste Verteidigung. Ich wollte mir das kleine Schloß von innen ansehen und entschloss mich, mit meinem Wagen in den Hof zu fahren…

***

Das Tor gähnte mir entgegen wie ein weit geöffnetes Maul. Es gab eine ziemlich breite Auffahrt. Rechts und links standen die beiden Tormauern. Der Zahn der Zeit hatte an ihnen genagt. Aus der Nähe wirkte das kleine Schloss noch furchteinflößender, als wäre dort etwas Schreckliches passiert, von dem niemand mehr etwas wissen wollte.

Im Innenhof stoppte ich den Rover und stieg mit langsamen Bewegungen aus. Die Tür schwang wieder zu, das einzige Geräusch in der bedrückenden Stille, die so gar nicht zu diesem hellen Tageslicht passen wollte.

Mir war sehr beklommen zumute, als ich mich umschaute. Ein leises Klappern oder Ratschen sorgte bei mir für eine Gänsehaut. Das Geräusch hatte jedoch einen natürlichen Ursprung. Verfallene Fensterläden wurden vom Wind immer wieder zugeworfen.

Ich suchte nach einem Eingang, schlich über den Innenhof und ließ meine Blicke an der grauen Fassade hoch gleiten.

Aus vier verschiedenen Richtungen grüßten mich die im oberen Bereich kegelförmigen Türme.

Es gab verschiedene Möglichkeiten für mich, das Schloß zu betreten. Ich konnte über eine Treppe einem breiten Eingang entgegenschreiten, ich hätte auch durch ein Fenster klettern können. Da ich ein bequemer Mensch war, nahm ich die Treppe und bewegte mich sehr vorsichtig, da alles sehr baufällig wirkte und jeden Augenblick einzustürzen schien.

Mein Weg endete vor einer Tür.

Sie war nicht mehr als ein schmutziges Gebilde, verdreckt und mit Vogelkot bedeckt. Vögel allerdings sah ich kaum in der klaren Luft, sie schienen einen großen Bogen um dieses alte Schloß zu fliegen.

Ich drückte die Türklinke herunter. Jemand hatte sie als mächtiges Gebilde geformt. Sie war ziemlich krumm, natürlich auch verrostet, und ich hatte Mühe, die im Laufe der Jahrhunderte weich gewordene Holztür zu öffnen. Die dabei entstehenden Geräusche hörten sich an, als würden Tiere in meiner unmittelbaren Umgebung leiden.

Kleine Staubwolken wurden in die Höhe gewirbelt, und ein Schmierfilm aus Dreck und Spinnweben bildete so etwas wie einen Teppich.

Ich mußte die Tür noch weiter aufdrücken, um eintreten zu können, und dabei kam ich mir irgendwo wie ein kleines Kind vor, das staunend in eine fremde Welt hineinkommt und es zunächst einmal nicht schafft, sie einzuordnen.

Auch ich staunte, denn diese Welt wollte mir gar nicht gefallen.

Ich suchte nach einer Schublade, in die ich sie einordnen konnte, das aber war auch kaum zu schaffen.

Diese Welt war einfach fremd. Ich verglich mich mit einem Störenfried, der hineingegangen war, um sie zu erforschen, jetzt aber zurückschreckte. Auch der Vergleich mit einem Gemälde kam mir in den Sinn, in das ich einfach nicht hineinpaßte.

Ich blieb zunächst dicht vor der Tür stehen. Es war ein relativ kleines Schloß, aber es war ungewöhnlich aufgeteilt. Zwar hatte ich eine Halle betreten, doch ich stand etwas erhöht. Vor mir lag eine Steintreppe, die hinabführte.

An der linken Seite entdeckte ich eine weitere Treppe, die in einem Bogen nach oben führte, wahrscheinlich zu einem Turm.

Von Lord Lyell sah ich nichts.

Ich spürte ihn auch nicht, selbst mein Kreuz blieb ohne Reaktion.

Ich hatte es auf der flachen Hand liegen, kein silbriger Schein huschte darüber hinweg, es wirkte blank und gleichzeitig tot.

Die Halle wurde trotz ihrer relativ geringen Größe durch Säulen gestützt, die zur Decke hin in Bögen ausliefen und sie abstützten.

Verfallen war das Schloß, aber nicht zerfallen. Es gab keine zerstörten Wände, auch die Säulen zeigten sich nicht brüchig, nur durch die Fenster wehte hin und wieder ein Windstoß, denn nicht alle waren noch intakt.

Unter mir hatte der Staub eine Kruste auf den Stufen gebildet. Sie sah zwar hart aus, doch als ich den Fuß aufsetzte, merkte ich, wie weich sie war. Ich mußte acht geben, nicht auszurutschen und die Treppe hinabzufallen.

Das Geländer auf der einen Seite sah mir nicht vertrauenerweckend aus, obwohl es aus Eisen bestand. Es war krumm und führte von der Treppe weg, als wollte es jeden Moment abbrechen.

Fuß für Fuß setzte ich vor und fühlte mich von allen Seiten her belauert.

Die Luft roch nach altem Staub und nach Steinen, die Moder auszuatmen schienen. Irgendwo über mir hörte ich ein kratzendes Geräusch. Als ich hinschaute, löste sich ein kleiner Vogel von seinem Platz an der Decke und huschte flatternd davon.

Ich erreichte den Boden der Halle.

Das Schloß war entmöbliert worden. Ich sah weder einen Tisch noch einen Schrank.

Hier lebte kein Mensch mehr, ein idealer Platz für Geister, und einer war mir schon begegnet.

Ich hatte die Mitte der Halle erreicht. Einsam kam ich mir in diesen Momenten vor. Beinahe hätte ich mir den Lord zurückgewünscht, um einen Kampf mit ihm austragen zu können, doch es war niemand da, der sich blicken ließ.

Ich drehte den Kopf so, daß ich einen Blick auf die Wendeltreppe werfen konnte.

Auch dort passierte nichts. Diese Gegend lag ebenfalls in einer bedrückenden Stille, obwohl es dort etwas heller war als bei mir, denn durch ein Fenster fiel ein matter Streifen Tageslicht.

Welches Rätsel hielt sich in diesen alten Mauern verborgen?

Warum hatte mich mein Vater herbestellt?

Es hatte keinen Sinn, in der Halle stehen zubleiben. Um Gewißheit zu erhalten, mußte ich das Schloß durchsuchen. Die Lösung des Rätsels konnte durchaus in einem der anderen Räume liegen.

Hatte das Schloß einen Keller?

Urplötzlich war mir dieser Gedanke gekommen. Verliese waren beim Bau dieser Wohnsitze damals immer errichtet worden. In diesen kriegerischen Zeiten waren die Menschen darauf erpicht gewesen, Gefangene zu machen und hatten sie in den Verliesen verhungern und verdursten lassen. Ich mußte davon ausgehen, daß es auch hier so etwas gab und nahm mir vor, einen Weg in diese unterirdische Welt zu suchen.

Von der Halle aus entdeckte ich den Zugang nicht. Durch einen weit offenen Durchlass ging ich in einen anderen Raum, der ebenfalls in gleicher Höhe mit der Halle lag.

Ich sah mich umgeben von glatten Wänden. Wenn hier einmal Bilder und große Gemälde gehangen hatten, dann waren sie entfernt worden, ebenso wie sämtliche Möbelstücke aus dem Schloß.

Mein Weg führte mich tiefer in den Saal hinein. Jeder Schritt warf ein Echo, aber ich suchte nach fremden Geräuschen, die nicht an meine Ohren drangen.

Seltsamerweise wuchs die Sorge um meinen Vater. Er hatte mich herbestellt, er mußte irgendwo sein, und ich hatte das Gefühl, daß mit ihm etwas geschehen war. Dieses Schloß konnte eine Falle sein, die blitzschnell zuschnappte. Ich geriet jenseits der Halle in einen relativ

breiten Gang, der ziemlich düster war, denn kein Fenster lockerte das graue Mauerwerk auf. Um mehr sehen zu können, schaltete ich meine Lampe ein und folgte mit den Blicken dem dünnen Strahl, in dem unzählige Staubpartikel tanzten. Er fand sein Ziel an einer Tür, die an ihrem oberen Ende rundbogenförmig auslief. Auf einmal ging ich schneller. Ich hatte den Eindruck, daß hinter der Tür etwas Besonderes lag, was mich der Lösung des Rätsels näher brachte. Etwas trieb mich an wie ein Motor. Plötzlich war jede Sekunde wichtig geworden, und ich hielt mich auch nicht länger an der Tür auf, sondern zerrte mit einem heftigen Ruck an ihr.

Sie schwang mir entgegen.

Ich schaute in ein Loch!

Das Gefühl überkam mich zum erstenmal. Tiefe Schwärze, kein Licht, aber der Beginn einer Steinstufentreppe, die in einem Bogen in noch tiefere Regionen hineinführte.

Mein Herz klopfte schneller. Ich drehte mich blitzartig um, weil ich den Eindruck hatte, jemand würde sich in meinem Rücken aufhalten. Da war niemand.

Verdammt noch mal, reiß dich zusammen, Alter. So kann es nicht weitergehen. Du benimmst dich wie ein Kind, was zum erstenmal in einen finsteren Keller geschickt wird.

Ich senkte die linke Hand und ließ den Lampenfinger über die Treppenstufen gleiten. Er sah aus wie kaltes Eis.

Der Strahl verlor sich etwas und erreichte das Ende der Treppe nicht, weil sie in einem Rechtsbogen verlief. Was mich an ihrem Ende erwartete, wußte ich nicht, ich rechnete mit einem großen Verlies, in dem eine Folterkammer untergebracht worden war.

Relativ schnell ließ ich die Stufen hinter mir. Meine Füße bewegten sich auf der glatten Steinfläche ziemlich unsicher. Einige Male mußte ich mich an der Wand abstützen, um nicht auszurutschen und die Steine hinabzurollen.

Die Luft hier unten war schlecht. Sie roch nach Fäulnis und nach einer dumpfen Feuchtigkeit, die von den feucht schimmernden Wänden abgegeben wurde.

Es lag auf der Hand, denn dieses Schloß war auf feuchtem Hochmoorgrund errichtet worden. Da war es an sich schon ungewöhnlich, daß überhaupt ein Keller vorhanden war.

In ihn tauchte ich ein.

Es war kein Verlies, sondern mehr schon ein großes Gewölbe, durch das sich der Strahl meiner Lampe zuckend bewegte. Hier unten schienen sich die Totengeister der langen Jahrhunderte versammelt zu haben. Alles war anders als oben, eine fremde Welt hatte sich mir abermals geöffnet, und ich sah sie als menschenfeindlich an. Der Tod hatte hier einen Platz gefunden, um sich auszubreiten.

Der Raum zwischen den unebenen Wänden kam mir vor wie ein gewaltiges Grab.

Ich bewegte meine linke Hand und leuchtete es so gut wie möglich aus.

Nasse Wände, wo die Feuchtigkeit manchmal glitzerte wie altes Eis, über das noch schmutziges Wasser gelaufen war. Ein Fußboden, der aus unebenen Steinen bestand oder zum anderen Teil aus festgestampftem Lehm. Ich entdeckte keine Folterwerkzeuge, auch keine alten Bänke oder andere Sitzgelegenheiten, kein fauliges Stroh und auch keine Ketten an den Wänden. Dennoch wußte ich mit einer für mich unerklärlichen Sicherheit, daß es hier unten etwas gab, das mich einen Schritt weiterbrachte. Deshalb leuchtete ich dieses Gewölbe auch so gut wie möglich aus und sah, daß sich das Licht hin und wieder in den dichten Spinnennetzen verfing. Es sah dann so aus, als hätte jemand feinen Silberschmuck gegen die Wände des Verlieses gedrückt.

Wieder schwenkte ich den Arm. Ich hatte zuerst die linke Seite angeleuchtet, jetzt näherte sich der Schein allmählich der Mitte des Gewölbes.

Nichts war auf dem Boden zu sehen – bis plötzlich der kantige und längliche Gegenstand auftauchte.

Über meinen Rücken rann ein eiskalter Schauer. Ein Beweis dafür, daß auch ich noch zu erschrecken war.

In dieser Finsternis stand ein Gegenstand, der genau in dieses Gewölbe hineinpaßte.

Es war ein Sarg aus Stein!

Der Schauer blieb nicht auf meinem Rücken, er rann hoch und damit der Kopfhaut entgegen, wo er ein sanftes Kribbeln hinterließ.

Meine Haarwurzel schienen gespannt zu sein. Jeden Augenblick konnten sich die Haare aufrichten und wegfliegen, doch nichts davon geschah. Es blieb alles so, wie ich es vorgefunden hatte, und auch der Sarg war keine Halluzination.

Er stand nicht einmal weit von mir entfernt, mit ein paar Schritten mußte ich ihn erreicht haben. Es drängte mich natürlich, nachzuschauen, aber ich ging trotzdem auf Nummer sicher. Zuerst leuchtete ich die rechte Wand ab.

Dort war ebenfalls nichts zu sehen. Dieser Steinsarg blieb der einzige Gegenstand in dem unheimlichen Gewölbe.

Knirschende Geräusche begleiteten mich, als ich mich dem Ziel näherte. Ich behielt die Lampe in der Zielrichtung, sie strahlte den Steindeckel der steinernen Totenkiste an und hinterließ auf dem rauen Material ein schwaches Glimmen.

Als ich neben dem Sarg stehen blieb und ihn mir genauer anschaute, da sah ich, daß der Deckel nicht ganz geschlossen war. Es gab an der

linken Seite noch einen schmalen Spalt, durch den die muffige Luft in das Innere dringen konnte.
War das Zufall, hatte es etwas zu bedeuten?
Ich leuchtete die Stelle ab. Natürlich sickerte Licht hinein, doch die Lücke war einfach zu schmal, um erkennen zu können, ob jemand in dieser steinernen Totenkiste lag oder nicht.
Ich wollte es aber wissen.
Um den Deckel zur Seite schieben zu können, brauchte ich beide Hände. Deshalb klemmte ich die Leuchte an meinem Gürtel fest und ließ mich auch nicht davon stören, daß der Strahl in eine andere Richtung stach. Er tanzte als Kreis auf einer Wand. Es herrschte jedoch noch genügend Helligkeit, die eine Orientierung erlaubte.
Mit beiden Händen faßte ich den steinernen Deckel an zwei verschiedenen Seiten an. Ich setzte meine Kräfte ein, und ein hässliches Kratzen erklang, als sich der Deckel zum erstenmal auf dem Unterteil bewegte. So wurde eine größere Lücke geschaffen. Zwei Anstrengungen später polierte der Sargdeckel zu Boden.
Der Aufprall klang dumpf und hell zugleich, und das Echo klirrte in meinem Kopf nach. Der Deckel hatte den Aufprall nicht unbeschadet überstanden. Er hatte Risse davongetragen, und an einer Seite waren zwei Brocken abgesprengt worden.
Der Sarg lag jedenfalls offen vor mir.
Ich keuchte, als ich mich aufrichtete, die Lampe wieder aus dem Gürtel zog und in das Unterteil hineinleuchtete.
Ein Mann lag im Sarg.
Ich kannte ihn.
Es war mein Vater!
Schreie tobten durch meinen Kopf, als wollten sie ihn sprengen. Es war einfach die Wirkung der plötzlichen Entdeckung und des Schocks, die in mir diese Phantasien auslöste, und für eine Weile kam ich mir vor, als wäre ich aus der normalen Welt herausgerissen und in ein Dunkel hineingestopft worden.
Es war einfach grauenhaft, es war so irreal, ich konnte mich daran nicht gewöhnen. Der erste imaginäre Schrei in meinem Kopf war abgeebt. Ein zweiter folgte, der sehr konkret durch mein Gehirn brandete. ER IST TOT!
Mehrmals wiederholte sich der Satz. Aber ich wollte nicht, daß mein Vater tot war. Beim ersten Hinsehen hatte ich keine Wunde oder Verletzung entdeckt. Dennoch fiel es mir schwer, mich von diesem schrecklichen Gedanken zu befreien. Ich hatte hier die Übersicht verloren, eine völlig natürliche Reaktion, denn wer handelt schon klar und nüchtern, wenn er vor der Leiche seines eigenen Vaters steht. Leiche?
Das hatte ich noch nicht herausgefunden. Der Vergleich damit

versetzte mir einen Stich und gleichzeitig einen Kick. Da jagten die Adrenalinstöße durch meinen Körper und richteten mich seelisch ein wenig auf, und ich riß mich zusammen.

Sei vernünftig, sei ruhig. Schau erst nach, ob du dich nicht geirrt hast.

Es war schwer, den Atem unter Kontrolle zu kriegen. Mein Herz klopfte überaus schnell, in meinem Kopf brauste ein Orkan.

Ich beugte mich tiefer und leuchtete in das Gesicht meines Vaters, der auf mich den Eindruck einer Skulptur machte, die jemand in den steinernen Sarg hineingelegt hatte.

Ich sah sein Gesicht. Marmorn und gleichzeitig wächsern kam mir die Haut vor. Sie war so verdammt dünn, als wollte sie jeden Augenblick zerreißen.

Die Augen standen offen, der Mund ebenfalls, seine Arme lagen rechts und links des Körpers. Mein Vater war normal angezogen, er trug kein weißes Leichenhemd, und sein graues Haar wirkte so, als wäre es noch vor kurzem gekämmt worden.

Atmete er – atmete er nicht?

Ich wollte es genauer wissen und beugte mich noch tiefer zu ihm hinab.

Nein? Doch, er atmete, wenn auch nur schwach, als wäre dieses Leben eine kleine Kerzenflamme, die dem Wind ausgesetzt worden war und nur mehr flackerte.

Mir fiel ein Stein vom Herzen. Als ich die Nässe an den Wangen spürte, da wußte ich, daß es Tränen waren. Ich strich zum erstenmal mit den Händen über die Wangen meines Vaters und spürte, daß sie sehr kalt waren. Der nächste Griff galt seinem linken Handgelenk.

Der Puls war unregelmäßig, aber er war zu spüren, und das wiederum gab mir Hoffnung.

Wer hatte ihn in den Sarg gelegt? Was wurde hier gespielt? Was, zum Teufel, war nach seinem Anruf bei mir geschehen? Ein großes Rätsel, mit dem ich noch nicht zurechtkam, und ich hoffte stark, daß mir mein Vater die richtigen Antworten würde geben können. Vorausgesetzt, ich kriegte ihn wach.

Im Sarg liegen lassen, wollte ich ihn nicht. Es war für uns beide besser, wenn wir diese verdammte Gruft verließen und nach oben gingen.

Wieder hakte ich die Lampe fest und schob dann meine beiden Hände unter die starre Gestalt.

Ich wollte sie anheben und hatte sie auch schon bewegt, als etwas geschah, für das ich keine Erklärung fand.

Ich war nicht mehr allein mit meinem Vater. Etwas hatte sich klammheimlich herangeschlichen. War es ein geheimnisvolles Tier, das im nächsten Augenblick zuschlagen wollte?

Ich ließ den Körper los und drehte mich um.

Schon während der Drehung war mir der zitternde Lichtschein auf dem Boden aufgefallen.

Licht aus einer Lampe?

Nein, das war es nicht.

Ich hatte mich umgedreht und brauchte die Lampe nicht einzuschalten, denn auf der Treppe stand eine lichtumflorte Frauengestalt und schaute zu mir herab…

***

In diesem rätselhaften Schloß rissen die Überraschungen einfach nicht ab. Wieder rutschte Eis über meinen Rücken, und eine erneute Gänsehaut zeichnete meine Arme nach. Für einen Moment schwankte der Boden unter meinen Füßen, als hätte er seine Festigkeit verloren, und ich spürte auch den Druck in meiner Körpermitte.

Zuerst der rätselhafte Lord mit dem Schwert, und nun stand eine lichtumflorte Frauengestalt vor mir. Sie hatte auf der dunklen Treppe eine bleiche Insel gebildet. Das Licht, das sie wie ein Umhang umgab, bewegte sich in seinem Innern. Es tanzte, es zuckte und gab produzierte lautlose Explosionen, so daß es aussah, als würden innerhalb kürzester Zeit immer wieder neue Sterne entstehen, die von ihr wegliefen und sich hinter ihrem Körper zu einer Spirale zusammensetzten.

So ungewöhnlich diese Gestalt auch war, ich spürte trotzdem, daß keine Gefahr von ihr ausging. Sie stand einfach da und belauerte mich. Sie war ein Gespenst, eine Erscheinung, ein feinstoffliches Wesen, aber sie machte auf mich nicht den Eindruck eines Geistes, der sein Totenreich verlassen hatte.

Von ihr gingen, so glaubte ich, nicht einmal negative Gefühle oder Botschaften aus. Sie stand oder schwebte, als wollte sie uns etwas sagen, ohne es allerdings zu schaffen, die noch trennende Distanz zwischen der normalen und der Geisterwelt zu überwinden.

Noch etwas war geschehen.

Diese lichte Frauengestalt hatte Kälte mitgebracht. Sie breitete sich ringförmig und gleichzeitig in Schichten aus. Auch ich wurde von ihr nicht verschont. Zuerst traf sie meine Brust wie ein Hauch, und für sie schien die Kleidung nicht vorhanden zu sein. Sie legte einen leichten Druck auf meine Brust, der sich bald verstärkte. Dann wurde mir der Atem geraubt. Angstgefühle entstanden, dann Todesangst.

Für einen Moment dachte ich an meinen Vater. War er durch sie in diese Starre hineingeraten?

Ich schwankte und blieb dabei auf der Stelle stehen. Dann ging ich mit einem unsicheren Schritt zurück, um der Totenkälte zu entgehen, aber sie blieb mir auf den Fersen.

Schließlich konnte ich mich nicht mehr bewegen. Zumindest nicht die Beine, denn sie steckten in einem sehr kalten und irgendwie auch wattig wirkenden Panzer.

Was war das nur?

Dann schwebte die Gestalt näher. Erst jetzt sah ich, daß sie ein helles Kleid trug. Mir kam es vor wie ein Hochzeitskleid. Der Vergleich mit einer Braut, die das Jenseits verlassen hatte, kam mir in den Sinn, als sie ihren Weg fortsetzte und mich dabei keinen Moment, aus der Kontrolle entließ.

Mittlerweile war sie so nahe herangekommen, daß ich ihr Gesicht deutlicher sah. Es war sehr fein geschnitten. Sie wirkte federleicht, schon engelhaft und dabei wie eine Braut, die ihre Unschuld noch nicht verloren hatte.

Noch immer umgab sie das Licht. Da es so hell wie die Kleidung schimmerte, war diese kaum auszumachen. Sie bildeten eine Einheit. Wer immer sie auch war, für mich würde es unmöglich sein, ihre Nähe zu ertragen. Ich wußte, daß ich in einen tiefen Schlaf fallen würde, und deshalb riß ich mich noch einmal zusammen. Wie ich sie stoppen sollte, war mir nicht bekannt. Es gab vielleicht noch eine Chance, deshalb griff ich in die Tasche, in der ich mein Kreuz hatte verschwinden lassen.

Es war für mich schon mühsam, die Finger zu bewegen. Sie waren plötzlich so starr geworden, und das leichte Krümmen war tatsächlich mit Schmerzen verbunden. Aber die Kuppen und später auch die Finger glitten über das kalte Metall hinweg.

Kaltes Metall?

In der Tat fühlte sich mein Kreuz an wie ein Eisklumpen, als ich es endlich hervorholte. Mit viel Mühe brachte ich die Hand in die Sichtweite der Erscheinung, und sie reagierte auch darauf. Entweder hatte sie das Kreuz gesehen oder aber es einfach nur gespürt, denn auch von ihm ging eine Wirkung aus.

Sie blieb plötzlich stehen.

Ich starrte sie an und kriegte deshalb jede Einzelheit der Verwandlung mit. Ihr Gesicht verzog sich, weil sie so schreckhaft die Augen aufgerissen hatte. Plötzlich war das kalte Licht noch intensiver. Es umspülte die Gestalt und drang in sie ein, um im nächsten Augenblick auseinander zu fliegen.

Gleichzeitig spürte ich das Zucken des Metalls in meiner Hand.

Das Kreuz hatte reagiert und die Kälte abgestoßen.

Ich war allein, doch nicht ganz, denn mein Vater lag noch immer hinter mir im Sarg.

Tief durchatmen, auch wenn die Luft noch so schlecht war. Ich stieß sie danach aus wie einen Feuerstrom und merkte, daß ich wieder zu mir selbst zurückfand. Der Schwindel hatte sich ebenso gelöst wie

meine nicht erklärbare Starre, so daß ich mich endlich um meinen alten Herrn kümmern konnte. Ich drehte mich um – und erlebte eine weitere Überraschung.

Mein Vater saß aufrecht in seinem Sarg!

Allmählich wußte und begriff ich überhaupt nichts mehr. Ich mußte mir einfach vorkommen wie jemand, der von einer Falle in die nächste tappte, denn um mich herum war die Welt irgendwo verrückt geworden, da hatte sich die Realität mit dem Reich der Geister vermischt. Zumindest sah es für mich so aus.

Ich war von diesem neuen Anblick dermaßen überrascht, daß ich vergaß, die Lampe zu heben und meinen sitzenden Vater anzuleuchten. Der Strahl streifte den Sarg nur und verlor sich in der Düsternis des Gewölbes. Ich richtete ihn wieder nach links, so daß mein Vater getroffen wurde und auch reagierte. Er hob einen Arm an und versuchte, sich mit der Hand der Blendwirkung zu schützen.

Er zwinkerte mit den Augen, bewegte auch seinen Mund und schaffte es unter großen Mühen, eine Frage zu stellen. »Wer… wer ist da? Was ist denn los …?«

Ich hätte vor Freude am liebsten geschrien, als ich meinen Dad sprechen hörte. Ein Gefühl der grenzenlosen Erleichterung durchströmte mich, denn kurz zuvor hatte es so ausgesehen, als wäre er nie mehr in der Lage, auch nur ein Wort zu sagen.

Auch mir fiel es schwer, eine Antwort zu geben. Mit leiser Stimme sagte ich: »Dad, ich bin es – ich…«

Horace F. Sinclair überlegte. Dabei runzelte er die Stirn, als müßte er zunächst dem Klang der Stimme nachlauschen, um anschließend tief in seiner Erinnerung nachzugraben, wem sie wohl gehört. Mittlerweile ging ich auf ihn zu und blieb in Körperhöhe neben seinem Sarg stehen. Ich legte meinem Vater die Hand auf die Schulter. Dann hob auch er zitternd seine Hand und drückte sie auf die meine.

»John… bist du das wirklich?«

»Ja. Ich kann es nicht ändern.«

Er stöhnte. Es hörte sich nicht schlimm an, sondern sehr erleichtert. »Bitte, hilf mir hoch. Ich… ich muß diesen Sarg verlassen, John. Ich bin so schwach.«

»Kein Problem, Dad, das schaffen wir.«

Früher, als ich ein Kind gewesen war, da hatte mich mein Vater aus dem Bett gehoben. Jetzt war ich an der Reihe, um ihn in die Höhe zu hieven, nur war dies ein Sarg und kein Bett.

Er war noch steif, hatte besonders mit den Beinen seine Schwierigkeiten, aber ich konnte ihn aus dem Sarg heraustragen, hörte dabei sein Lachen und seine Beschwerde, daß er sich wie ein Greis benahm und sich dafür sogar schämte.

»Keine Sorge, Dad, das geht schon in Ordnung.«

Er stand mit beiden Füßen auf dem Boden und hatte es dabei sehr schwer. Ich hielt ihn an den Schultern fest und wartete.

»Es geht wieder etwas besser, John«, sagte er nach einer Weile.

»Laß uns von hier weggehen.«

Nichts lieber als das. Ebenfalls wie ein Kind führte ich meinen Vater auf die Treppe zu, der seine Beine nur sehr langsam bewegte und so ging, als wäre er eine Marionette, ohne Schwung.

An der Treppenstufe blieb er stehen. Er atmete schwer und stöhnte leise.

»Das Hindernis überwinden wir auch. Warte, ich trage dich.«

»Nein, es muß so gehen.«

Mein Vater hatte einen eisernen Willen. Den hatte ich von ihm geerbt. Was er sich einmal in den Kopf gesetzt hatte, führte er auch durch. Selbst die Treppe hielt ihn nicht davon ab. An meiner Schulter und an der Wand zugleich stützte er sich ab, hob immer wieder ein Bein, atmete schwer, aber er kam höher und höher.

Wir blieben allein. Zumindest war niemand zu sehen, der uns hätte gefährlich werden können. Die Frau hielt sich ebenso zurück wie der Lord. Ich war ungemein gespannt darauf, meinem Vater die entsprechenden Fragen stellen zu können, noch war der richtige Zeitpunkt nicht gekommen. Ich wollte auch nicht in diesem Schloß mit ihm reden, sondern draußen, wo die Sicherheit größer war.

Wir schritten der Helligkeit entgegen. Die Finsternis der Gruft hatte uns endlich entlassen. Aus der bedrückenden Dunkelheit tauchten die ersten Schatten hervor, die nicht fließend waren, sondern zu Wänden oder Mauern wurden, und als ich die Tür aufstieß, da atmete ich zum erstenmal wieder auf, weil es mir besser ging.

Wir betraten die Halle. Mein Vater wollte allein laufen. Ich ließ ihn los, den Gefallen mußte ich ihm einfach tun, denn so steigerte sich sein Selbstwertgefühl.

Er bewegte sich noch unsicher, und auch sein Blick sprach dafür.

Er war ein Mensch, der im Moment nicht wußte, wo er sich befand.

Möglicherweise hatte er auch recht und wußte nicht, wie er in den Sarg gelangt war, das würde sich alles noch herausstellen. Er blickte besonders zu den Fenstern hinüber, denn durch sie fiel das Tageslicht, und ich sah, wie mein Vater aufatmete.

Er war froh, er konnte sich freuen, denn er war aus einer schrecklichen Welt wieder zurückgekehrt, und er mußte es einfach fühlen, daß er wieder da war.

Er faßte mich an.

Seine Hand zitterte, als er mein Gelenk umfasste. Ich sah, wie sich sein Mund bewegte. Er hatte Mühe, die Worte zu formulieren, er wollte reden, aber die Furcht drückte noch seine Kehle zusammen, und plötzlich schossen Tränen in seine Augen.

Er hatte sich bisher beherrschen müssen, das aber war vorbei. Die Tränen spülten das Grauen hoffentlich weg, das hinter ihm lag. Ich konnte nachfühlen, wie es ihm ergangen war. Auch ich hatte schon in einem Sarg gelegen und wie wahnsinnig um Luft und auch um mein Leben gekämpft.

»Wir sollten von hier weggehen, Vater«, sagte ich.

»Ja.« Er nickte. »Das sollten wir.« Dann fügte er etwas hinzu, das mich erstaunte. »Es ist nicht gut für einen Sinclair, sich in diesem Schloß aufzuhalten. Der Ort ist verflucht, der ist…« Er brach ab, blieb stehen und holte ein Taschentuch hervor, um seine Nase zu putzen.

Ich schaute ihn an. Während er in das Taschentuch schnauzte, schüttelte er den Kopf, als wollte er durch diese Bewegungen schreckliche Erinnerungen vertreiben, die ihn sicherlich quälten.

Doch reden und sich aussprechen wollte er noch nicht.

Neben mir ging er her, und wir steuerten dem Ausgang zu. Ich hatte die Tür aufgezogen, ließ meinem Vater den Vortritt, der auf der obersten Treppenstufe stehen blieb und in den Innenhof hineinschaute.

Als er meinen Wagen sah, umspielte ein Lächeln sein Gesicht.

»Das ist wie sonst, John…«

»Nichts anderes möchte ich.«

Er hob die Schultern. Als er den ersten Schritt vorging, stützte ich ihn ab. Ich wollte nicht, daß er die Treppe hinabstolperte. Unbeschadet erreichten wir den Wagen.

Die Tür hatte ich nicht abgeschlossen. Ich öffnete meinem Vater zuerst die Beifahrertür, ließ ihn einsteigen, und er fiel mit einem schweren Seufzen auf den Lippen in den Sitz.

Dann stieg ich ein. Er hatte mir sein Gesicht zugedreht, sah mein sparsames Lächeln und hörte auch, wie ich fragte: »Wohin soll ich dich bringen, Vater?«

Mit einer müden Geste strich er über die Stirn. Sie drückte all seine Resignation aus, die er empfand. »Ich weiß es nicht, John, ich habe keine Ahnung.«

»Nach Hause?«

»Das ist zu weit.«

»Aber wie bist du hergekommen?«

»Ich hatte meinen Wagen mit. Er parkt an der Rückseite des Schlosses. Ich hätte dich auch nicht anrufen dürfen, aber ich habe einfach nicht anders gekonnt. Nicht nur ich bin betroffen von den Dingen, auch du. Alle Sinclairs…«

Ich runzelte die Stirn. »Wieso betroffen? Was haben wir getan?«

»Wenn ich das wüßte«, sagte mein Vater leise. »Ich bin mir keiner Schuld bewußt, aber die andere Seite scheint einfach mehr zu wissen. Dieses Schloß muß eine wichtige Rolle gespielt haben.«

»Wobei?«

»Das kann ich dir nicht sagen. Es ist alles furchtbar verschwommen, Junge.«

»Aber du mußt doch mehr wissen. Du bist hierher gekommen. Ich habe dich gefunden.«

»Das stimmt schon.«

»Und wie kam es dazu?«

Mein Vater schluckte. Er schaute aus dem Fenster, und es sah so aus, als wollte er sich vor einer Antwort drücken. Dabei überlegte er, wie er anfangen konnte. Schließlich legte er mir eine Hand auf die Schulter und bat mich, wegzufahren.

»Wohin, Vater?«

»Raus aus diesem Innenhof. Ich will weg, verstehst du? Wir werden bestimmt noch einmal zurückkehren müssen, aber zuvor möchte ich nicht in diesem Schloß bleiben.«

Das verstand ich, obgleich ich gern geblieben wäre, um das Rätsel zu lüften, doch ich wollte meinem Vater den Gefallen tun.

Als ich den Zündschlüssel schon festhielt und ihn drehen wollte, da sagte er noch etwas und versetzte mir den nächsten Schock. »Ich hoffe, daß deine Mutter noch lebt, John…«

Wieder hatte ich den Eindruck, schreien zu müssen. Seltsamerweise drang kein Laut aus meinem Mund. Ich blieb unbeweglich sitzen, die Finger noch am Zündschlüssel, und spürte nur, wie sich die Haut in meinem Nacken spannte. Allmählich wurde ich blaß. Bei einem Blick in den Innenspiegel erschrak ich über mich selbst.

»Bitte…?«

»Ja, Junge, ich hoffe, daß sie noch lebt. Sie… sie haben deine Mutter als Druckmittel benutzt.«

Ruhig, sagte ich mir. Du mußt ganz ruhig bleiben, auch wenn es noch so schlimm ist. Die Mutter als Druckmittel! Ich zischte durch die Zähne, ich spürte Kälte und Wärme durch meinen Körper toben und hörte, wie sich mein Vater die Nase putzte.

»Ist das wahr?« fragte ich nur.

»Ja.«

»Sie haben Mutter?«

»Ich weiß es nicht genau. Jedenfalls war sie nicht zu Hause, als ich gehen mußte…«

Gehen mußte! Wie sich das anhörte. Ich schluckte und merkte, wie es heiß in mir hochstieg. Ich war plötzlich verzweifelt. Ich wünschte mir, vor sechs gefährlichen Vampiren zu stehen, die auf mein Blut scharf waren. Dann hätte ich mich bewegen und kämpfen können, so aber hing ich praktisch fest. Ich sah keinen Gegner, um uns herum stand ausschließlich das alte Mauerwerk, das aussah, als wollte es jeden Augenblick zusammenbrechen. Meine Blicke glitten über das Gestein

hinweg, ohne etwas entdecken zu können. Dennoch hatte ich den Eindruck, beobachtet zu werden. Hinter den Fensterhöhlen schienen sich die schrecklichsten der Höllengestalten zu verbergen, um auf uns zu lauern und uns auszulachen.

Nichts konnten wir greifen. Wohin wir auch faßten, es würde ein Griff ins Leere werden.

Mein Puls raste. Was sollte ich tun? Gar nichts konnte ich machen.

Ich war einfach zu hilflos und mußte daran denken, daß meine Mutter wohl noch hilfloser war.

Im Geiste sah ich ihr Gesicht. Ich sah die Sorge darin um ihren Sohn. Auch wenn jemand erwachsen geworden war, eine Mutter würde ihre Sorgen bis zum Tod nicht loswerden.

Mein Vater umfasste meinen linken Ellbogen. »Ich habe es nicht gewollt, John, es ist einfach so über mich gekommen. Ich… ich mußte einfach fahren.«

»Warum Mutter auch noch?« flüsterte ich.

Er holte tief Atem. »Ich denke, daß ist eine andere Geschichte, mein Junge.«

»Erzähl sie mir.«

»Ja«, murmelte er, »aber bitte nicht hier.« Er schaute sich scheu um. »Laß uns fahren.«

»Wohin denn?« Meine Stille klang deprimiert.

»Zu Mrs. McDuff.«

Ich saß da, ohne zu reagieren. Zuerst einmal mußte ich mir diese Antwort durch den Kopf gehen lassen. »Zu wem, bitte, Dad?«

»Mrs. McDuff.«

»Wer ist das schon wieder?«

»Sie lebt hier.«

Ich bewegte meinen Kopf. »Im Schloß? Das glaube…«

»Nein, nein, nicht im Schloß. Aber in der Nähe. Du wirst ihr Haus finden, wenn du die Rückseite umfahren hast. Es ist klein, es ist einfach. Mrs. McDuff ist eine Frau, die sich mit der Natur sehr verbunden fühlt. Man kann sie als eine Aussteigerin bezeichnen. Sie hat das Haus von einem Schäfer erworben, der seine Tiere verkauft hat. Wenig später starb er. Jetzt lebt Mrs. McDuff in diesem Haus, und sie ist eine Landfrau. Sie liebt das einfache Leben.«

»Woher kennst du sie?«

»Ich habe zu ihr hingehen sollen.«

»Und dann?«

Horace F. Sinclair rang seine Hände. »Es kam mir vor, als hätte sie mich erwartet. Sie schaute mich an, als ich an ihre Tür klopfte, und sagte nur: Bitte, kommen Sie herein.«

»Und du gehst davon aus, daß sie mehr über dieses Schloß und dessen Geschichte weiß.«

»Das denke ich mir.«
»Hast du sie nicht gefragt?«
Mein Vater lächelte versonnen. »Mir blieb leider nicht die Zeit. Ich mußte zum Schloß, denn ich wollte etwas über die Sinclairs hören. Irgendwie existiert zwischen dem Schloß und unserer Familie eine Verbindung. Was es ist, weiß ich nicht, aber…«
»Wie hat man es geschafft, dich in den Sarg zu legen, Dad?«
»Das weiß ich nicht. Ich betrat das Schloß, ich sah die weiße Frau, dann war es vorbei. Ich spürte die Kälte wie eine Klammer. Sie verdichtete sich immer mehr, und zu irgendeinem Zeitpunkt habe ich dann aufgehört zu existieren.«
Mir wäre es beinahe ähnlich ergangen. Ich wollte noch von ihm wissen, ob er den Mann gesehen hatte.
»Einen Mann?«
»Ja.« Ich beschrieb ihn.
Mein Vater hörte mir sehr genau zu, doch bestätigen konnte er meine Beschreibung nicht.
»Es ist gut«, sagte ich und drehte endlich den Zündschlüssel herum. »Laß uns fahren. Vielleicht kann uns deine Mrs. McDuff noch einige Aufklärung geben.«
»Das hoffe ich, John…«

***

Wir verließen den Schlosshof auf dem normalen Weg, den ich kannte, schlugen dann einen Bogen und gelangten an den Rand einer Senke. Natürlich dachte ich darüber nach, was mir mein Vater gesagt hatte. Es war keine Offenbarung gewesen, weil einfach zu viel auf dem Spiel stand. Fragen blieben offen, die sich besonders um das Verschwinden meiner Mutter drehten.
Hatte mein alter Herr übertrieben?
Würde das Verschwinden meiner Mutter eine normale Aufklärung finden? Welche Rolle spielte diese Mrs. McDuff und welche auch der geheimnisvolle Lord und die noch rätselhaftere Frau, die als Gespenst aufgetreten war?
Ich warf meinem Vater, der starr neben mir saß, einen etwas längeren Blick zu. Er rührte sich nicht. Schweigend starrte er über den Rand der Senke hinweg und betrachtete das Haus, als würde er es, wie ich, zum erstenmal sehen.
Auf meiner Herfahrt hatte ich es nicht gesehen, denn ich war aus einer anderen Richtung gekommen. Es gab auch keinen Weg oder Pfad, der zum Haus geführt hätte. Wer es erreichen wollte, mußte quer durch das Gelände fahren, was wir auch getan hatten. Die Böschung war nicht sehr steil, auch mit einem normalen Fahrzeug konnte sie überwunden werden.

Ich wußte nicht, was mein Vater dachte, seine Mundwinkel bewegten sich, das Fleisch an den Wangen ebenfalls. Es sah so aus, als wollte er etwas sagen und sich letztendlich doch nicht trauen. Er mußte Schlimmes durchmachen, und ich wußte auch nicht, mit welchen Worten ich ihn trösten sollte. Ich wußte überhaupt viel zu wenig. Nur, daß es um die Sinclairs, also um uns ging.

Das Haus sah aus unserem Sichtwinkel sehr flach aus. Das war es auch.

Zu beiden Seiten des Hauses waren Koppeln eingerichtet worden.

In ihnen tummelten sich Schafe und Ziegen. Zwei Pferde sah ich ebenfalls, aber keinen Hund. Stallungen waren ebenfalls vorhanden.

Sie sahen mir sehr leer aus.

»Hat sie dich angerufen, damit du herkommen konntest?« wollte ich von meinem Vater wissen.

Er erschrak. »Was meinst du?«

»Ich sprach von dem Anrufer, der dich herlockte. Wer ist es gewesen? Hast du ihn gekannt?«

»Nein.«

»Wie klang denn seine Stimme?«

»Neutral.«

»War es ein Mann? War es eine Frau?«

»Nur eine Stimme«, murmelte mein Vater. Er faßte sich an den Kopf und schüttelte ihn, als könnte er die Erinnerung an gewisse Dinge nicht mehr ertragen. »Ich kann dir nicht einmal sagen, ob sie einem Mann oder einer Frau gehört hat. Aber sie war dermaßen intensiv gewesen, daß ich einfach gehorchen mußte. Es ging um die Sinclairs, um unsere Familie. Was genau dahintersteckt, das kann ich dir nicht sagen, John. Meiner Ansicht nach ist es etwas Schreckliches und Böses. Ein grausames Geheimnis. Von dem wir nichts wissen.«

»Du also auch nicht?« hakte ich noch einmal nach.

»Nein, ich auch nicht!« Er runzelte die Stirn. »Wie kommst du überhaupt darauf?«

»Ach, nur so, vergiß es. Sehen wir uns zunächst einmal diese Mc Duff an.«

»Ja, fahr los.«

Ich ließ den Wagen vorsichtig anrollen, denn ich wollte auf keinen Fall umkippen oder den Auspuff verlieren. Die Reifen drückten sich tief in den weichen Boden ein. Es wurde für mich schwer, das Fahrzeug zu lenken.

Im schrägen Winkel rollten wir den Hang hinab und damit auch auf das Ziel zu. Es wunderte mich, daß sich Mrs. McDuff nicht blicken ließ. Wenn sie im Haus war, mußte sie uns doch gesehen haben. Daß sie uns dennoch ignorierte, wunderte mich.

Nur die Tiere waren über uns Neuankömmlinge etwas verwundert.

Ziegen und Schafe liefen vor bis an das Gitter und glotzten uns an. Die Pferde kümmerten sich nicht um den Wagen. Auch Mrs. Mc Duff war motorisiert.

Vor dem Haus stand ein Geländewagen. Die Marke konnte ich nicht erkennen. Jedenfalls war der Wagen mit Holz beladen. Sehr bald konnten wir normal fahren, und ich blieb mit dem Rover in der Spur. Neben dem Geländewagen hielt ich an. Mein Vater war während der Fahrt immer unruhiger geworden. Sehr oft schaute er aus dem Fenster, um etwas zu sehen, auch jetzt, als ich den Sicherheitsgurt löste, schaffte er es nicht, sich auf einen Punkt zu konzentrieren.

»Was ist los mit dir, Vater?«

»Ich vermisse die Frau.«

»Die vermisse ich auch.«

»Vielleicht ist sie gegangen.«

»Wohin?«

Horace F. Sinclair hob die Schultern. »Da fragst du mich sicherlich zu viel. Bestimmt nicht zum Schloß hoch, dann hätte sie uns über den Weg laufen müssen.«

Das Schloß war von dieser Stelle der Senke aus nicht mehr zu sehen. Auch als ich mich umdrehte, sah ich es nicht. Ich öffnete die Tür und wurde vom Blöken der Schafe empfangen. Dazwischen klangen die meckernden Laute der Ziegen auf.

Mein Vater verließ kurz nach mir das Auto. Er machte den Eindruck eines Menschen, für den alles neu war. Dabei hatte er schon mit der Besitzerin des Hauses gesprochen.

Sehr seltsam war sein Verhalten. So kannte ich ihn nicht, und ich beschloss, ein Auge auf ihn zu halten.

Noch immer ließ sich die Besitzerin nicht blicken. Wir schauten beide gegen eine verlassene Hausfront. Sie war aus ziemlich rohen Steinen gebaut worden. Ihre Urfarbe war grau. Im Laufe der Zeit hatte sich ein grüner Film darüber gelegt, und so paßte die Fassade jetzt in diese Umgebung.

Mein Vater hob die Schultern. »Das verstehe ich auch nicht«, sagte er. »Der Wagen ist hier, wo sollte sie sein?«

Auch ich hatte mir meine Gedanken gemacht und schaute meinen alten Herrn mit einem bestimmten Blick an, den er auch sehr bald richtig deutete, denn seine Augen verengten sich. »Vermutest du, daß ihr etwas passiert ist.«

»Wer weiß.«

Horace F. Sinclair schaute sich verhalten um. »Ich kann sie nicht einschätzen, John. Ich habe nur zu kurz mit ihr gesprochen, ich bin dann gefahren.«

»Schauen wir uns im Haus um.«

»Du willst hinein?« fragte er.

Ich lächelte. »Was bleibt uns anderes übrig? Diese Mrs. McDuff wohnt in der Nähe des Schlosses. Sie wird öfter dort gewesen sein. Sie muß gewisse Dinge kennen.«
»Das wäre nicht schlecht.«
Ich hatte bereits die Tür erreicht. Sie war aus massivem Holz, das auch im Winter die Kälte abhielt. Mir gelang ein Blick durch das Fenster in das Haus hinein, doch viel war dort auch nicht zu sehen.
Nur Einrichtungsgegenstände, keine Menschen.
Die Tür ließ sich nicht abschließen. Mit viel Kraft nur konnte ich sie aufziehen. Dann schlüpften wir hinein in die Stille.
Nichts regte sich. Die Ruhe kam uns bedrückend vor. Es war kalt und roch nach altem Rauch. Wir standen in einem großen Raum mit einer niedrigen Decke.
»Sie ist nicht da.« Mein Vater hatte den Satz geflüstert, als wollte er die Stille nicht stören.
»Das kann man nicht sagen. Gibt es hier noch andere Räume?«
»So genau habe ich mich nicht umgeschaut.«
Aber ich tat es. Sehr bald schon fand ich eine schmale Tür an der Westseite des Hauses. Als ich sie öffnete, wehte mir der Stallgeruch entgegen. Der Fußboden bestand aus festgestampftem Lehmboden.
Ich sah auf der linken Seite die abgetrennten Gatter und die schmalen, schlitzartigen Fenster im Mauerwerk. Wind traf mich im Gesicht. Ich sah die Strohreste, die er aufwirbelte.
Unter der Decke schimmerte es weiß. Sie war wohl frisch gekalkt worden, sie roch intensiv. Mir fiel auf, wie sauber der Stall letztendlich war. Diese Mrs. McDuff schien sich wirklich Mühe zu geben.
Mein Vater kam mir nach und blieb neben mir stehen. »Tja, hier ist wieder nichts.«
»Leider.«
Als ich den Stall verlassen wollte, hielt mich mein Vater am Arm fest. »Fällt dir nichts auf?« fragte er.
»Nein.« Ich hob die Schultern. »Was sollte mir auffallen?«
»Es ist der Geruch, mein Junge. Es ist der Geruch«, wiederholte Horace F. Sinclair, bevor er verstummte.
»Kalk – ja, und…«
»Das auch, John, aber da ist noch etwas anderes.«
»Okay und was?«
»Blut, mein Junge. Es riecht hier nach Blut. Und ich denke nicht, daß es Tierblut ist.« Er räusperte sich. »Das riecht anders. Da kannst du dich auf mich verlassen.«
»Du meinst Menschenblut?«
»Ja!«
Ich sagte in den folgenden Sekunden nichts. Es war ein schwerer

Vorwurf gewesen, der uns beide belastete. Meine Blicke irrten durch den Stall, weil ich herausfinden wollte, ob dort irgendein Opfer lag.

Blut zieht bekanntlich Fliegen an, doch es waren keine zu sehen und zu hören.

»Etwas ist hier vorgefallen, Junge, etwas Schreckliches.« Mein Vater nickte, als wollte er sich selbst bestätigen. »Aber du glaubst mir nicht, oder?«

»Dad, ich weiß nicht, was ich glauben soll. Zumindest rieche ich nichts. So will ich es mal sagen.«

»All right. Sollte ich mich geirrt haben?«

»Das mußt du wissen.« Horace F. Sinclair ging an der Barriere entlang. Er schaute sich dabei immer wieder um, wobei er auch den Boden absuchte, wahrscheinlich nach Blutflecken. Bis auf einige Strohreste war der Boden relativ blank.

»Wo sollte der Geruch denn hergekommen sein?«

Mein Vater blieb stehen, als er die Frage hörte. Dann drehte er sich um. »Ich kann es nicht einmal sagen. Ich spürte ihn plötzlich in der Nase. Du kannst dir vorstellen, welchen Verdacht ich hege. Sollte der Geruch wirklich…«, er schluckte, »weißt du, John, ich könnte mir vorstellen, daß Mrs. McDuff dann nicht mehr am Leben ist.«

»Glaubst du das wirklich?«

»Ja!«

Ich ballte die Hände zu Fäusten. »Wenn das stimmt, dann hätte sie in der kurzen Zeit sterben müssen. Ich denke, nach deinem Besuch bei ihr. Stimmst du damit überein?«

»Durchaus. Und wir haben den Killer nicht gesehen.«

»So ist es.«

»Theorie, John, die reine Theorie.« Er löste sich von der Barriere und ging wieder vor. Die schmalen Lichtstreifen berührten ihn und ließen ihn aussehen, als wäre er an bestimmten Stellen des Körpers durchgetrennt worden. Dann hörte ich einen dumpfen Laut. Zuerst wollte ich darüber hinweggehen, daran war nicht mehr zu denken, aber der Laut wiederholte sich, und nicht nur ich war aufmerksam geworden, auch mein Vater, denn er war zweimal aufgetreten und hatte dieses Echo hinterlassen.

Er blieb stehen, deutete vor seine Füße und nickte mir zu. »Da ist eine Luke.«

In der Tat. Es war nicht hell genug gewesen, um sie entdecken zu können. Sie befand sich zudem dicht an der Wand, wo der Schatten noch größer war, aber das typische Echogeräusch ließ einfach auf nichts anderes mehr schließen.

Mein Vater trat zurück. Erst als er sicher war, mit den Füßen den Lukendeckel nicht mehr zu berühren, bückte er sich und klopfte mit beiden Händen die Umgebung ab. Wir hörten beide die hohl

klingenden Echos. Ich suchte bereits nach einem Griff, fand aber nur eine kleine Öse, die ich zwar umfasste, doch dabei nicht die Kraft aufbrachte, um den Deckel in die Höhe zu ziehen. Die Öse bot einfach nicht genügend Grifffläche.

Mir war noch etwas aufgefallen. Mein Vater hatte vom Blutgeruch gesprochen, den nahm ich jetzt ebenfalls wahr. Ich hatte den Eindruck, als würde er mir durch irgendwelche Ritzen entgegendampfen, und ich mußte zunächst schlucken.

»Jetzt riechst du es auch, John…«

»Ja.«

»Ich habe dir gesagt, daß wir etwas entdecken werden. Hier, nimm das. Damit müßte es gehen.«

Er hatte eine Stange gefunden, an deren Ende sich ein schmaler Haken befand. Es war der Trick bei der Sache. Der Haken würde genau in die Öffnung hineinpassen. Bei dieser Hilfe war es einfach, die Klappe in die Höhe zu ziehen.

Ich hakte beide Dinge fest, trat vom Lukenrand zurück und umfasste den Stab mit beiden Händen.

Mein Vater stand mir gegenüber. »Womit rechnest du, John?« Seine Stimme klang belegt.

»Das sage ich dir lieber nicht.«

»Okay, dann…«

Ich zog an der Stange, und die Worte meines Vaters versickerten, als er das Knirschen an den Rändern des Deckels hörte. Er war schwer, klebte noch fest. Später bekam ich ihn doch hoch. Ein erster Spalt entstand, in den ich einen Blick werfen konnte, ohne jedoch etwas erkennen zu können.

»Was ist denn?«

»Zu dunkel, Dad.«

Mein Vater trat zurück, als ich den Haken von der Öse löste. Der Deckel fiel zurück und prallte auf den Boden. Ich aber konnte in die Tiefe schauen, sah einen Schacht, der Blutgeruch war schlimm geworden, aber auch ein anderer mischte sich darunter.

»O Gott, das ist… das riecht nach Verwesung, John.«

»In der Tat.«

»Siehst du was?« Mein Vater beugte sich an der Luke stehend vor, weil er etwas erkennen konnte, aber da war einfach nichts. Ein tiefer grundloser Schacht, wie uns schien.

»Ich werde hineinleuchten, Dad.«

»Tu das.«

Leicht fiel es mir nicht, die Lampe aus der Tasche zu holen. Der Blutgeruch drang nach wie vor aus dem Schacht in die Höhe: Wie eine böse Wolke drang er gegen unsere Gesichter, und ich hörte das schwere Schnaufen meines Vaters.

Wir waren darauf gefaßt, alles zu finden. Ich dachte dabei an meinen Vater, der möglicherweise nicht meine Standfestigkeit aufbrachte. Deshalb sprach ich ihn an, redete auf ihn ein, doch von der Öffnung wegzutreten. Er aber wollte nicht. »Nein, Junge, das stehe ich durch. Das muß ich durchstehen.«

»Wie du willst, Dad.«

Ich hatte den Strahl so breit wie möglich gedreht. Er huschte an einer feucht schimmernden Wand entlang nach unten. Er traf auf ein Ziel, das am Boden lag.

Mir stockte der Atem.

Neben mir atmete mein Vater keuchend. Dann preßte er eine Hand vor den Mund, trat zurück und war froh, sich gegen die Barriere lehnen zu können.

Es waren keine Tierkadaver, die wir sahen. Auf dem Boden lagen – sich scharf im Lichtkegel der Lampe abhebend – drei tote Menschen…

Ich war, im Gegensatz zu meinem Vater, an der Öffnung stehen geblieben. Wie lange die Toten schon auf dem Grund des Schachts im feuchten Sickerwasser lagen, konnte ich nicht sagen, jedenfalls war dieser Anblick schlimm. Obwohl ich durch das helle Licht Einzelheiten erkannte, weigerte ich mich, sie bewußt aufzunehmen.

Bei der Entdeckung war mir auch für einen Moment ein schrecklicher Gedanke durch den Kopf geschossen. Ich hatte ja an meine Mutter gedacht, die verschwunden war, hatte auch für einen Moment damit gerechnet, ihre Leiche dort zu sehen. Sie lag dort nicht.

Keines der entstellten Gesichter gehörte meiner Mutter. Ich trat vom Rand des Schachtes zurück, bückte mich, hob die Klappe an und ließ sie wieder zufallen.

Neben meinem bleich gewordenen Vater blieb ich stehen. Er bewegte seine Lippen, ohne zu sprechen. Dieser Anblick war ihm verdammt tief unter die Haut gefahren. Die Augen hatten einen starren Glanz bekommen. Gedanklich war er voll und ganz nach innen gekehrt.

»Und?«

»Ich begreife es nicht, John. Ich komme damit nicht mehr zurecht. Das ist ein Grab.«

»Mit drei Toten.«

Horace F. Sinclair wischte mit einem Tuch durch sein Gesicht.

»Drei Tote«, flüsterte er, »meine Güte, das kriege ich nicht in die Reihe, das ist der perfekte Wahnsinn.« Er räusperte sich. »Wie soll ich das… Himmel, wie soll ich das nachvollziehen?«

»Gar nicht, Dad.«

Er krallte seine Hände in die Aufschläge meiner Jacke. »Doch, mein Junge, das muß ich. Es ist so schrecklich. Es muß doch einen verdammten Grund geben.«

»Kann sein. Ich glaube nicht, daß es hier das Versteck eines

Massenmörders ist. Wir müssen einen Zusammenhang zwischen diesem Haus hier und dem leeren Schloß finden.«

»Vergiß Mrs. McDuff nicht.«

»Natürlich auch sie.«

»Und denke an uns.«

»Wieso?«

Er hatte mich losgelassen und wischte mit einem Tuch über sein Gesicht. »Das ist alles kompliziert, ich aber habe den Eindruck, daß der Name Sinclair eine wichtige Rolle dabei spielt.«

»Meinst du?«

»Davon bin ich sogar überzeugt, auch wenn uns jetzt noch die Beweise fehlen.«

»Sorry, Dad, aber ich kann mir im Moment nicht vorstellen, was unser Name damit zu tun hat.«

»Das wundert mich, John. Du bist es doch, der ebenfalls eine Vergangenheit hat.«

»Denkst du an meine Wiedergeburten?«

»Zum Beispiel.«

»Ich gebe dir recht. Nur haben sie nichts mit dem Namen Sinclair zu tun, wenn du verstehst. Diese Spur hier weist in eine andere Richtung. Ich kann sie mir sogar von den anderen Dingen losgelöst vorstellen. Das hier ist eine Sache, die nur uns Sinclairs etwas angeht.«

Er überlegte und nickte. »Gut, gehen wir davon aus, bleiben wir mal dabei.«

»Sicher.«

»Dann möchte ich den Joker finden.«

»Mrs. Gilda McDuff.«

»Richtig.«

Ich räusperte mich. »Noch einmal, Dad, du hast einen Blick in den Schacht hineinwerfen können. Du kennst auch Mrs. McDuff, und sie war nicht dabei?«

»Nein.«

Ich war zufrieden, räusperte mich und fragte mit leiser Stimme.

»Die Menschen sind umgebracht worden. Hat man sie hier getötet, hat man sie in den Schacht hineingeworfen und dort elendig umkommen lassen? Das alles müssen wir in Betracht ziehen…«

»Man wird sie erst nach ihrem Tod in den Schacht geworfen haben, John. Man tötete sie hier.«

»Und warum? Was haben sie ihrem Mörder getan?«

»Oder der Mörderin.«

»Richtig, Vater. Du denkst an Mrs. McDuff.«

Er nickte. »So schlimm es sich anhört, Junge, aber an sie denke ich tatsächlich. Ich kann mir durchaus vorstellen, daß sie mitmischt. Unter Umständen ist sie sogar die Täterin, und das wäre natürlich

mehr als fatal.«
Mein Vater hatte etwas ausgesprochen, über das ich bereits nachgedacht hatte. Es war ein großes Problem. Wir hatten drei Leichen, keinen Täter, oben im Schloß trieben sich geisterhafte Gestalten herum, und ich dachte daran, daß der Lord bewaffnet gewesen war. Er hätte durchaus als Täter in Frage kommen können.
»Keine Lösung, John?«
Ich hob die Schultern. »Noch nicht, Vater. Ich komme da nicht mit. Da laufen mir zu viele Dinge aus dem Ruder.«
»Das kann ich verstehen.«
Verständlich war auch, daß wir beide die ungastliche Stätte verlassen wollten.
Ich ging vor, denn ich war bewaffnet, und mein Vater akzeptierte auch, daß er hier nur die zweite Geige spielte. Als ich die knarrende Tür öffnete und wenig später den Stall verließ, war ich gespannt bis in den letzten Nerv.
Ich rechnete mit Überraschungen jeglicher Art, aber nichts tat sich in unserer Umgebung. Das Haus schwieg. Es war eine tote Oase, Leben konnte ich mir hier plötzlich nicht mehr vorstellen. Ein verfluchtes Mordhaus, in dem die Geister der Toten umherirrten.
In dem rustikal eingerichteten Wohnraum blieben wir stehen.
Mein Vater war froh, daß er sich setzen konnte. Er nahm auf einem Holzstuhl Platz und schaute ins Leere, beide Hände gegen seine Wangen gelegt. »Jetzt sind wir wieder da, wo wir angefangen haben«, erklärte er mit leiser Stimme.
»Nicht ganz, Dad, wir haben etwas entdeckt.«
»Was hilft uns das?«
Ich lehnte mich gegen eine freie Stelle zwischen Tür und Fenster.
»Auch wenn du das Gefühl haben solltest, die Zeit wäre stehen geblieben, dem ist nicht so. Es hat sich etwas verändert bei uns. Wir werden wohl auf den alten Spruch hoffen können.«
»Auf welchen, bitte?«
»Darauf, daß der Täter wieder an den Ort seiner Bluttat zurückkehrt. Das ist alles.«
»Glaubst du wirklich daran?«
»Immer.«
Er hob den Kopf an. Seine Hände sanken nach unten. »Und wer könnte zurückkehren?«
Ich zuckte mit den Schultern. »Das ist die Frage, Vater. Vielleicht die Besitzerin.«
Er wollte es nicht akzeptieren. »Meine Güte«, sagte er und schaute in die düstere Zimmerecke. »Das ist mir alles zu kompliziert. Ich will es nicht akzeptieren.«
»Warum nicht? Die drei Leichen sind eine Tatsache.«

»Ja, das schon.« Ein heftiges Nicken seinerseits. Dann drückte er die Haare zurück. »Du hast recht, aber du hast im Gegensatz zu mir nicht mit dieser Frau gesprochen. Ich habe mich mit ihr doch unterhalten. Sie hat mich zu diesem Schloß geschickt, sie muß mich auch angerufen haben. Sie hat mir berichtet, daß es um die Sinclairs ging. Wie paßt das alles zusammen, Junge?«
»Da bin ich noch überfragt.«
»Ich auch.«
»Und was ist mit Mutter?«
Horace F. Sinclair hob die Schultern. Es war eine so deprimierende Bewegung, die mir weh tat. Er wirkte plötzlich hoffnungslos. Nach einer Weile flüsterte er: »Ich habe Angst um sie. Deine Mutter ist verschwunden. Man kann sie auch entführt haben, was weiß ich. Es geht mir alles nicht mehr in den Kopf hinein. Ich weiß nicht, was über uns hängt. Aber es muß jemand geben, der sein Schwert ausgefahren hat und nur darauf wartet, uns zu köpfen.«
»Ein Feind.«
»Sicher.«
Ich verschränkte die Arme vor der Brust. »*Dein* Feind oder *mein* Feind, Vater?«
Auf dem Gesicht sah ich ein Lächeln. »Da kann ich dir keine Antwort geben, Junge. Möglicherweise *unser* Feind. Können wir uns darauf einigen?«
»Es fällt mir schwer«, gab ich zu. »Weißt du, Vater, eigentlich müßte es nur *mein* Feind sein. Ich bin derjenige, der sich mit den Mächten der Finsternis herumschlägt. Ich bin der Mann, der…« Ich hob die Schultern, »was soll ich da sagen. Es klingt abgedroschen, aber ich stehe auf der Liste ganz oben.«
»Stimmt. Doch er hat mich mit in den Fall hineingezogen und deine Mutter ebenfalls. Genau das bereitet mir Sorgen. Ich weiß nicht, ob wir da einen Konsens finden können.«
»Nicht ohne Mrs. McDuff.«
»Ja, und sie ist nicht hier.«
»Sie wird zurückkehren.«
»Fragst du, wo sie sein könnte, John?«
»Natürlich. Die Antwort kenne ich nicht. Vielleicht hält sie sich oben im Schloß verborgen. Darüber weiß ich ebenfalls so gut wie nichts. Ist dir mehr bekannt?«
Der alte Herr räusperte sich. »Tja, wenn ich ehrlich sein soll, wüßte ich gern mehr darüber…«
»Du weißt etwas, Dad.«
»Ja, und nein.« Er räusperte sich. »Zumindest habe ich mit Mrs. McDuff darüber gesprochen.«
Ich bekam große Augen. »Das sagst du erst jetzt? Hast du mit ihr

über das Schloß geredet?«
»Ja.«
»Dann liegt in seiner Existenz möglicherweise die Lösung des Rätsels, denke ich.«
»Das kann ich dir nicht sagen. Die Besitzer des kleinen Schlosses, das seit einigen Jahrzehnten leer steht, waren Lord und Lady Lyell. Es ist ja auch kein Prachtbau, wie du dich selbst hast überzeugen können. Ein kleines und normales Schloß, man hätte dazu Jagdschloss sagen können. Das ist alles.«
»Warum steht es leer?«
»Das kann ich dir nicht sagen. Vielleicht spukt es darin. Du hast die beiden Gestalten ja gesehen.« Er schauderte. »Eine von ihnen hat mich in den Sarg gelegt.«
»Ja, aber so, daß du nicht erstickt wärst. Man hat Spuren hinterlassen. Man wollte, daß ich dich fand. Man hat uns hergelockt, und wie war das mit Mutter?«
»Das kann ich dir nicht sagen, John. Sie ist ihren eigenen Weg gegangen. Mich hat sie nicht gefragt.«
»Was weißt du eigentlich?«
»Viel zu wenig, John. Ich würde gern mehr wissen. Und ich habe damit gerechnet, daß man mich aufklärt. Daß mein Besuch hier mit einer Gefahr verbunden sein könnte, habe ich mir natürlich gedacht. Deshalb rief ich dich ja an, John…«
»Du hättest mir mehr sagen können.«
»Da wußte ich nichts. Man hat mich nur herbestellt. Es geht um die Sinclairs.«
»Familiendrama.«
»Fast.« Er nahm eine andere Sitzposition ein. »Wobei ich nicht unsere jetzige Familie meine. Die Gedanken, die ich führe, sind reine Spekulation, aber könntest du dir vorstellen, daß dieses Geschehen heute etwas mit damals zu tun hat?«
Ich runzelte die Stirn. »Für einen ehemaligen Anwalt hast du dich schwammig ausgedrückt, Dad.«
»Das weiß ich selbst. Mit damals meine ich andere Vorgänge, die längst in der Vergangenheit begraben liegen und mit denen wir nichts zu tun haben, wofür wir möglicherweise büßen müssen. Mir ist so viel durch den Kopf gegangen, John, und ich könnte mir vorstellen, daß diese Theorie schon stimmt.«
»Ja«, murmelte ich. »Das ist nicht schlecht gedacht.«
»Wir müssen es nur herausfinden.«
Ich deutete gegen die Wände. »Sollen Sie sprechen, Dad? Willst du mit ihnen reden?«
»Nein, das ist Unsinn. Nur…«
Er redete kein Wort mehr, denn ich hatte mit einer scharfen und

kurzen Bewegung die rechte Hand gehoben, weil mir etwas aufgefallen war. Draußen war ein Geräusch aufgeklungen. Dort tat sich etwas. Und ich glaubte nicht daran, daß es ein Tier gewesen war.

Keine Ziege hatte lauter gemeckert, kein Schaf stärker geblökt. Das waren ganz andere Dinge, die mich gestört hatten.

»Was ist denn?« wisperte mein Vater.

»Ich weiß es noch nicht. Es… es … können Schritte gewesen sein, glaube ich.«

Horace F. Sinclair wollte aufspringen, meine nächste Handbewegung aber stoppte ihn. »Nein, du bleibst da, wo du bist. Du wirst denjenigen erwarten, der kommt.«

»Was hast du vor?«

»Ich stelle mich woanders hin.« Mit einem langen Schritt erreichte ich genau die Stelle neben der Tür, die man als einen toten Winkel bezeichnen konnte. Ich konnte auch nicht von draußen gesehen werden, aber die Geräusche der Schritte waren für uns beide deutlicher zu hören.

Mein Vater spannte sich auf seinem Stuhl. Er stand nicht auf, sondern reckte den Hals, um so besser durch ein Fenster schauen zu können. Es war relativ klein, entsprechend gering gestaltete sich auch sein Blickwinkel.

»Kannst du was sehen?« flüsterte ich.

Er schüttelte den Kopf.

»Kommt da jemand?«

»Klar, nur sehe ich die Person nicht. Sie muß sich der Tür von der Seite her nähern.«

»Warten wir ab.« Ich behielt meinen alten Herrn unter Kontrolle.

Er hatte sich bisher gut gehalten, nun aber wurde er nervös. Auch daran zu erkennen, daß er stark schwitzte und sich mit der Hand immer wieder durch das Gesicht fuhr. Warten… lauern … Irgendwann waren Schritte zu hören. Sie verstummten vor der Tür.

Dann wurde die Tür aufgeschoben. Sofort hörte ich das Atmen und kurz darauf eine zischende Stimme. Ich konnte nicht verstehen, was sie sagte, aber ich hatte herausgefunden, daß die Stimme einer Frau gehörte.

Mrs. McDuff kam…

***

Horace F. Sinclair saß wie auf dem Sprung. Er sah so aus, als wollte er jeden Augenblick seinen Stuhl verlassen und auf die Tür mit hastigen Schritten zurennen.

Das geschah nicht.

Stattdessen kratzte die sich nach innen öffnende Tür weiterhin über den Boden. Der Spalt war groß genug, um einen Menschen

hindurchzulassen, und dieser Mensch stand auch sichtbar für meinen Vater auf der Schwelle.

Ich sah ihn, ich sah nur sein Gesicht. In ihm spiegelte sich all das wider, was ihn als Empfindungen durchströmte. Wenn ich es richtig interpretierte, mußte es für ihn eine schlimme Wahrheit sein.

Neben mir fiel der Schatten des Menschen in den Raum. Er reichte über das Türende hinweg. Der Ankömmling hatte mich noch nicht gesehen, aber mein Vater sah ihn.

Dann sagte mein Vater ein Wort, das mich fast von den Beinen riß.

»Mary…«

Nein, ich fiel nicht um. Aber ich hatte das Gefühl, Säure getrunken zu haben, so sehr wühlte sich bei mir der Magen um. Ich spürte sogar einen leichten Schwindel, als hätte ich einen Schlag gegen den Kopf erhalten, und es war allein der Name, der mich dermaßen stark aus dem Konzept gebracht hatte.

»Mary, mein Gott…«

Mary kam näher.

Ich hörte ihre tappenden Schritte. Mein Vater sah aus, als wollte er jeden Moment auf dem Stuhl zusammensinken und versuchen, in die Fläche zu kriechen. Er konnte nicht mehr sprechen, dafür würgte er die Worte hervor. »Was… was … hast du getan …?«

Er erhielt keine Antwort.

Ich sah den Rücken der Frau. Sie hatte mich noch nicht gesehen, da ich nach wie vor im toten Winkel stand. Und dann hörte ich die Stimme meiner Mutter, die sagte: »In dieser Lage müssen wir alle zusammenhalten, denke ich…«

Das war genau der Moment, in dem ich mich von meinem Platz löste und in den Raum hineintrat. Ich überholte meine Mutter und drehte mich erst um, als ich auf der Höhe meines Vaters stand.

Wir schauten uns an.

Ich sah ihr Gesicht, das ich so liebte. Es war zusammengefallen.

Die Frische der Haut, die sie trotz ihres Alters noch aufwies, war völlig verschwunden. Grau und faltig, hinzu kamen die leeren Augen, die so blicklos waren. Sie schien völlig abwesend zu sein und machte auf mich nicht den Eindruck, als hätte sie mich, ihren Sohn, erkannt. Zu diesem Gesamtbild paßte auch irgendwie der Gegenstand, den sie mit der rechten Hand an einem leichtgebogenen Griff festhielt, und der mir für sie komischerweise viel zu schwer aussah.

Es war ein Beil, von dessen Klinge noch das frische Blut zu Boden tropfte…

Im Unterbewusstsein hatte ich diese Geräusche gehört, als die Tropfen auf dem Boden zerplatzt waren. Ich hatte aber nicht darauf geachtet, nun aber sah ich mit brutaler Deutlichkeit, was da geschehen war, und ich konnte mir einfach nicht vorstellen, daß

meine Mutter die Menschen…
Das blutige Blei sprach dafür.
Frisches Blut!
Ich erwachte aus meiner Erstarrung. Weit konnte ich nicht weglaufen, meine beiden Eltern wollte ich auf keinen Fall allein lassen. Ich mußte wissen, welches Drama hier gelaufen war, und als ich vor dem Haus stand, sah ich nichts.
Nur die Blutspur. Sie führte nach links, wo auch die Koppeln lagen. Auf den ersten Blick war dort nichts zu sehen. Ich ging wieder zurück in das Haus. Es wäre fatal gewesen, wenn ich mich jetzt aus dem Staub gemacht hätte.
Meine Mutter stand nicht mehr. Sie hatte sich hingesetzt, und das Beil lag vor ihren Füßen.
Sehr langsam schloß ich die Tür. Das Familiendrama würde jetzt in seine zweite Phase treten.
War meine Mutter eine Mörderin? Hatte sie auch mit den drei Leichen im Schacht unmittelbar zu tun? Ich konnte diese Frage weder mit einem Ja noch mit einem Nein beantworten, doch ich tendierte eher zu einem Ja hin, da brauchte ich mir nur das Beweisstück vor ihren Schuhen anzusehen.
So hätte ein nüchterner, ein unbeteiligter Mensch gedacht. Das war ich in diesem Fall nicht. Ich war weder realistisch noch unbeteiligt, denn hier ging es um eine Frau, die ich liebte, eben um meine Mutter. Da konnte ich eben nicht unbeteiligt bleiben, und ich schaute direkt in ihr Gesicht.
Sie wich meinem Blick nicht aus, als wollte sie damit andeuten, daß ich von ihr nichts zu befürchten hatte.
Mein Vater saß an der anderen Seite des Holztisches. Er schaute seine Frau an wie eine Fremde, deren Hände jetzt über den Rock hinwegwischten, als wollte sie das Blut abputzen, das möglicherweise noch an ihnen klebte.
»John…«, sagte sie.
Ich lächelte. »Mutter, wir haben uns Sorgen gemacht.«
»Das weiß ich. Komm her – bitte.«
Ich ging auf sie zu. Näherte ich mich einer Mörderin? Verdammt noch mal, das konnte und wollte ich nicht akzeptieren, auch wenn die Tatsachen dagegen sprachen.
Sie lächelte.
Konnte ein Mensch lächeln, der erst vor kurzem getötet hatte?
Vielleicht ein Profikiller, doch meine Mutter war keiner.
Ich blieb so dicht vor ihr stehen, daß ihre Knie meine Beine berührten. Sie streckte mir die Hände entgegen. Ich verstand die Geste und beugte mich vor.
Sie küßte mich auf beide Wangen.

Hart mußte ich schlucken. In der Kehle brannte es plötzlich und auch in meinen Augen.

Horace F. Sinclair tat nichts. Er saß auf seinem Stuhl, als wäre für ihn eine Welt zusammengebrochen, und mir tat es gut, die weichen Lippen meiner Mutter zu spüren.

»Mein Junge«, sagte sie und schaute zu, wie ich mich wieder hinstellte.

»Soll ich dich jetzt fragen, was du glaubst, John?«

Ich hielt ihre Hände fest, spürte die Wärme der Haut und gleichzeitig deren Schauer. »Ich weiß es nicht, Mum. Ich weiß nicht, was ich jetzt fühlen soll.«

»Du glaubst schreckliche Dinge.«

Ich hob die Schultern.

»Schau mir in die Augen, John. Bitte, tu es. Glaubst du, daß ich es getan habe?«

Es war eine Suggestivfrage, und ich wußte nicht, was ich ihr antworten sollte. Glauben, Wissen – das waren Begriffe, die mir so fremd vorkamen. Nein, ich glaubte es nicht. Ich konnte es einfach nicht nachvollziehen.

»John – Junge, ich möchte eine Antwort haben. Du hast das Beil gesehen. Glaubst du, daß ich es getan habe? Daß ich für einen…«, das nächste Wort fiel ihr am schwersten, »Mord verantwortlich bin?«

»Tja, es sieht…«

»John!« Ihre Stimme drängte nach einer Antwort. »Du bist mein Sohn. Ich will die Wahrheit von dir hören. Es ist jetzt wie früher, als du noch ein Kind warst und auf meinem Schoß gesessen hast. Oftmals mit einem schlechten Gewissen, denn mit deinen Streichen hast du bestimmte Menschen oft geärgert. Es geht hier nicht mehr um einen Streich. Es geht um Glaubwürdigkeit und um unsere Familie, mein Junge. Deshalb brauche ich von dir eine Antwort. Du hast mir früher auch immer die Wahrheit gesagt.«

»Ja, Mutter, ich werde dir auch jetzt die Wahrheit sagen. Ich glaube es nicht. Ich kann es nicht glauben, daß du jemand mit dem Beil getötet hast.«

Sie schwieg. Die Sekunden waren schwer und lastend. Die tropften dahin wie Blei. Meine Mutter schaute mir in die Augen, als wollte sie prüfen, ob ich die Wahrheit gesagt hatte.

Dann, die Zeit kam mir doppelt oder dreifach so lang vor wie in Wirklichkeit, schüttelte sie den Kopf. »Ich habe es nicht getan, John. Ich habe weder einen Menschen noch ein Tier damit getötet. Das kann ich dir schwören.«

Mir fiel in diesem Augenblick mehr als ein Stein vom Herzen, sondern schon ein großer Felsen. Das Poltern aber hörte nur ich.

Ich drehte den Kopf und blickte meinen Vater an. Er hatte sich nicht

gerührt, obwohl er die Worte seiner Frau mitbekommen haben mußte.
Der Wunsch, beide Eltern in meine Arme zu schließen, drängte sich in mir hoch, doch ich hielt mich zurück und dachte in diesen Augenblicken wie ein Polizist. »Gut, Mum, wenn du kein Lebewesen getötet hast, dann würde mich interessieren, woher das Beil stammt.«
»Das sollst du wissen, mein Junge. Ich habe es gefunden.«
»Wo?«
»In der Nähe. Hinter dem Haus. Es steckte im Körper eines Schafs. Das Tier war tot. Wahrscheinlich sollte es geschlachtet werden. Vielleicht ist es auch krank geworden, das weiß ich nicht genau. Ich habe das Beil aus der Wunde gezogen und es an mich genommen.«
»Und warum?«
Ein weiches Lächeln umspielte ihre Lippen. »Manchmal denkt eine Mutter schon wie ihr Sohn. So ist es auch bei mir gewesen. Ich habe mir einfach gedacht, daß es besser ist, wenn ich die Waffe an mich nehme, als daß sie in falsche Hände gerät.«
»Das war gut, Mutter. Könntest du mir verraten, an wen du dabei gedacht hast?«
»An eine Frau, die hier wohnt. Sie heißt Gilda McDuff. Sie ist schlimm und gefährlich.«
Ich wandte den Blick ab und schaute zu meinem Vater hin, der ebenfalls gehört haben mußte, was wir sprachen. Er wirkte noch immer so statuenhaft, doch seine Hände bewegte er bereits. Er rieb sie gegeneinander, hatte die Stirn gefurcht und machte den Eindruck eines Menschen, der scharf nachdachte.
Er räusperte sich, stützte sich an der dicken Tischplatte ab und stand auf. Seine Schritte waren schleppend, als er auf uns zukam.
»Ich denke, daß ich mich entschuldigen muß«, sagte er mit leiser Stimme. »Ich habe dich wirklich für eine Mörderin gehalten, Mary.«
Er preßte für einen Moment die Finger gegen die Augen. »Alles sprach so gegen dich, als du plötzlich hereingekommen bist.«
»Das kann ich verstehen, Horace.«
Ich trat zur Seite, damit sich meine Eltern umarmen und Frieden schließen konnten. Natürlich war mit der Erklärung meiner Mutter die emotionale Seite richtiggestellt worden, an den Tatsachen jedoch hatte sich nichts geändert. Es gab nach wie vor die drei Leichen im Schacht, es gab auch das kleine Schloß mit seinen geheimnisvollen Insassen, und es gab diese Gilda McDuff, von der zwar viel gesprochen worden war, die aber keiner von uns bisher zu Gesicht gekriegt hatte. Für mich war sie noch ein Phantom.
Es gelang mir nicht, meine Gedanken zu ordnen. Fest stand, daß sich die Familie Sinclair zufällig hier in dieser menschenleeren Gegend getroffen hatte. Dafür mußte es einen Grund geben. Einen Regisseur, der im Hintergrund die Fäden zog und dabei selbst im Hintergrund

blieb. Fest stand für mich nur, daß es um die Sinclair ging und möglicherweise um Dinge, die tief in der Vergangenheit lagen, denn grundlos hatten wir uns wohl nicht hier getroffen. Also sollte für unsere Familie ein Finale eingeläutet werden, das mit dem Tod der einzelnen Mitglieder endete.

Der Gedanke daran trieb mir einen kalten Schauer über den Rücken, und ich hörte auch die Stimme meines Vaters, die nahezu verzweifelt klang, als er sagte: »Ich begreife das nicht, John. Ich kann es nicht fassen. Plötzlich treffen wir uns hier, als hätte uns jemand an der langen Leine hergeführt. Was ist nur der Grund?«

»Wir werden ihn herausfinden.«

»Wo? Hier?«

»Ich weiß es nicht. Vielleicht auch im Schloß.« Ich wandte mich an meine Mutter. »Bist du schon dort gewesen?«

Sie schüttelte den Kopf. Mein Vater stand neben ihr und hatte seine Hände auf ihre Schultern gelegt. Die Berührung tat gut. Sie sollte ihr zeigen, daß sie nicht allein war.

»Hättest du denn hingehen sollen oder wollen?«

»Ich wäre hingegangen, Junge. Ich hatte ja den Auftrag, verstehst du?«

Sehr nachdenklich und mit gerunzelter Stirn blickte ich in das Gesicht meines Vaters. Auch der konnte mir keine Antwort geben und hob als Geste nur die Schultern.

»Hast du nie über den Grund nachgedacht, Mutter?«

»Nein.«

»Und du hast auch nicht mit Vater darüber gesprochen, nehme ich an.«

»Das ist richtig. Ich durfte nicht mit ihm darüber reden, als man mich anrief.«

»Wer rief dich an?«

Sie hob die Schultern. »Ich weiß es leider nicht. Ich habe die Stimme am Telefon nicht erkannt. Jetzt allerdings bin ich der Ansicht, daß es sich um Mrs. McDuff gehandelt haben könnte.«

»Die du nicht gesehen hast.«

»So ist es.«

»Aber du kennst ihren Namen, Mutter!«

Sie schaute mich an, überlegte, strich wieder die Haare zurück und murmelte: »Ja, du hast recht. Ich kenne ihren Namen…«

»Wieso?«

»Das kann ich dir nicht sagen, Junge. Er fiel mir plötzlich ein, verstehst du?«

Ich verstand zwar nicht, konnte dies auch nicht nachvollziehen, aber ich akzeptierte es. Hier spielten Kräfte eine Rolle, über die wir noch zu wenig wußten. »Wie war das mit dem Anruf, Mutter? Kannst du mir

da Näheres darüber sagen?«
»Nicht sehr viel.«
»Versuche es trotzdem. Ich muß alles wissen. Warum seid ihr getrennt hergefahren und nicht gemeinsam?«
»Es ist alles so…«
»John«, sagte mein Vater. »Es war ein raffinierter Plan. Man hat uns benutzt, man hat uns gedroht. Mir wurde erzählt, daß ich auf keinen Fall mit jemanden sprechen sollte. Auch mit meiner Frau nicht, wenn ich ihr Leben nicht in Gefahr bringen soll.«
Mary Sinclair nickte. »Und mir wurde das gleiche erzählt, John. Wer immer uns angerufen hat, er verstand es geschickt, uns gegenseitig auszuspielen, ohne daß wir davon wußten. Das mußt du akzeptieren. Dich muß er doch auch angerufen haben.«
»Nein. Das war Dad.«
Mein Vater hob die Schultern. »Ich habe dieses Gesetz durchbrochen«, erklärte er.
»Tatsächlich?«
»Ja, Mary. Ich konnte nicht anders. Und ich bin verdammt froh, daß ich es getan habe. John ist zum Glück hier. Das ist wunderbar. Ohne ihn wäre ich vielleicht schon tot. Ich war bereits oben im Schloß. Es ist eine Falle.«
»Für wen? Für uns?«
»Genau.«
»Warum will man uns eine Falle stellen?« rief meine Mutter. »Ich… ich sehe keinen Grund.«
Da ihr mein Vater keine Antwort geben konnte, blieb sie an mir hängen. »Das kann ich dir in etwa sagen, Mutter. Es ist eigentlich ganz einfach. Es geht um uns, um die Sinclairs. Einen anderen Grund kann es überhaupt nicht geben.«
Mary Sinclair war aufgestanden. Sie stand, ging einen Schritt zur Seite und mußte sich an der Tischplatte abstützen. »Um uns, sagst du, Junge? Warum? Was haben wir getan?«
»Das kann ich dir nicht sagen, Mum. Aber ihr steckt drin. Wenn nur ich gemeint wäre, hätte ich es akzeptieren können, aber warum verlangte die unbekannte andere Seite, daß wir uns hier an diesem alten Schloß treffen sollen?«
Sie schwiegen.
Ich konnte auch nichts mehr zur Sache beitragen, ich wollte auch nicht nur untätig hier im Zimmer herumstehen und nickte den beiden deshalb zu. »Wie auch immer, was auch immer hier noch abläuft, ich denke, daß wir allmählich die Fäden in die Hand nehmen sollten. Deshalb möchte ich mich draußen umsehen.«
»Da wirst du nichts finden, John!«
»Ich wäre da nicht so sicher. Irgendwo muß diese Gilda McDuff ja

stecken, denke ich.«

Mein Vater nickte. »Der Vorschlag hört sich gut an. Sie hat uns hergerufen, sie muß sich zeigen. Ich glaube nicht, daß sie einfach alles auf uns zukommen lassen will.«

»Und wenn sie nicht hier ist, John?«

»Wo sollte sie sein?«

Mein Vater hob die Schultern. »Auf Mördertour. Denk an die drei Leichen im Schacht.«

Nach diesen Worten schrak meine Mutter zusammen. Für sie war es neu, daß wir drei Leichen gefunden hatten. Sie wollte eine Erklärung haben. Ich bat meinen Vater darum, sie ihr zu geben und wandte mich selbst dem Ausgang zu.

»Wenn etwas sein sollte, laut rufen. Ich bleibe in der Nähe.«

Sie nickten.

Ich lächelte ihnen aufmunternd zu und verließ das Haus.

Eigentlich hätte ich glücklich darüber sein müssen, daß meinen Eltern nichts passiert war, doch das Glücksgefühl hielt sich in Grenzen. Ich kam damit nicht zurecht, daß wir an der langen Leine geführt wurden und nicht wußten, wohin wir uns wenden sollten.

Daß sich etwas zusammenbraute, stand für mich fest. Es war auch einiges geschehen und trotzdem nur wenig passiert.

Wo war der Haken? Wo die Grenze? Welche Linie konnte ich dabei überschreiten?

Ich hatte das Haus verlassen und war vor der nicht ganz geschlossenen. Tür stehen geblieben. An die Zeit, die vergangen war, hatte ich nicht gedacht. Jetzt, wo ich einen Blick in die Landschaft warf, wurde mir bewußt, daß schon einige Stunden seit meiner Ankunft verstrichen waren, denn der Himmel hatte eine andere Farbe angenommen, weil die helle Maisonne in Richtung Westen weitergewandert war.

Das Blau des Himmels hatte seine Helligkeit verloren. Es strahlte längst nicht mehr so stark, und die Berge in der weiteren Umgebung sahen dunkler aus.

Das Schloß sah ich zwar, aber nur einen Teil davon. Zwei Türme, ein Stück Dach, so schaute es über den Kamm eines Hügelrückens hervor. Welche Rolle spielte Angus Castle? Ich hatte auch über den Namen nachgedacht, aber nichts gefunden, was mit dem Namen Sinclair in einen Zusammenhang gebracht werden konnte. Ebenso wenig wie bei Lord und Lady Lyell. Wir hatten nie davon gehört.

Wenn sie etwas mit der Familie Sinclair zu tun hatte, dann mußte dies tief in der Vergangenheit begraben liegen.

Ein Geräusch störte mich.

Ich hörte es plötzlich. Es klang wie das Knurren einer Motorsäge, wie sie von Waldarbeitern benutzt wird.

Nur gab es hier keine Bäume, aber das Geräusch blieb. Ich wußte im ersten Augenblick nicht, wo ich es einordnen sollte, bis mir in den Sinn kam, daß jemand an dem Gatter sägte und dort vielleicht etwas reparierte.

Dort hatte meine Mutter auch das Beil gefunden…

Ich drehte mich und ging hin.

Als ich die unmittelbare Nähe des Hauses verlassen hatte und meine Füße über weiches Gras schritten, da wurde mein Blick auch so frei, daß ich die Schafe sehen konnte, die sich auf dem abgesperrten Gelände zusammendrängten.

Sie hatten Platz für eine Person geschaffen, an deren Händen im wahrsten Sinne des Wortes Blut klebte.

Das mußte Mrs. McDuff sein!

Sie hockte neben einem toten Schaf. Ich ging davon aus, daß es das Tier war, aus dessen Körper meine Mutter das Beil gezogen war. Die Frau ließ sich nicht stören. Sie arbeitete tatsächlich mit einer handlichen Motorsäge. Ob sie dem Tier die Wolle abschnitt oder es in Stücke zerteilte, konnte ich nicht genau sehen, jedenfalls war diese Szene nichts für schwache Nerven. Der Geruch nach frischem Blut wehte mir entgegen, als ich außerhalb des Gatters stehen blieb.

Die Frau hatte mich bisher nicht bemerkt oder wollte mich nicht bemerkt haben. Sie war in ihre Arbeit vertieft und ließ sich auch nicht von den Fliegen stören, die das tote Tier umsummten.

Mrs. McDuff kniete auf dem Boden. Ihr schulterlanges Haar wirkte strohig. Die Frau trug derbe Kleidung, eine Windjacke und rauhe Jeans. Unter der Jacke schimmerte die grüne Wolle eines weit geschnittenen Pullovers.

Sie kümmerte sich nicht um mich, arbeitete ruhig weiter, stellte aber urplötzlich die Säge ab, schlug nach den Fliegen und hob den Kopf. »Es war sehr krank«, sagte sie. »Zuerst mußte ich es töten, nun ja, und jetzt…« Sie stand auf. »Ich löse nur das Fell.«

Ich wartete ab. Erst als sie das Tote Schlaf losgelassen hatte und auf mich zukam, fragte ich: »Sind Sie Gilda McDuff?«

»Ja, die bin ich.« Sie blieb stehen, hielt die Motorsäge in der rechten Hand und senkte den Arm. »Darf ich fragen, wer Sie sind, Mister?«

Ich schaute in ihr herbes Gesicht mit der sonnenbraunen Haut.

»Mein Name ist John Sinclair, Madam…«

Gilda McDuff überlegte und antwortete nicht. Sie dachte nach, ob sie damit etwas anfangen konnte, schüttelte dann den Kopf und murmelte: »John Sinclair…«

»Ist Ihnen das kein Begriff?«

»Sinclair schon, aber John…«

»Ich liebe Familientreffen«, sagte ich. »Wenn Sie schon meine Eltern herholen, wollte ich nicht fehlen. Wir halten nämlich zusammen,

müssen Sie wissen.«

Gilda McDuff fuhr mit der freien Hand durch ihre Haare und strich es zur Seite. »Jetzt verstehe ich«, sagte sie. »Ich muß schon sagen, Sie haben Mut.«

»Wieso?«

Sie warf demonstrativ einen Blick auf das Blatt der Motorsäge, von dem Blut tropfte. »Das ist für die Sinclairs nicht eben das Paradies.«

»Kann ich mir denken. Die drei Toten im Schacht, waren das auch Sinclairs?«

»Ja. Ich habe sie dort hineingeworfen. Ich bin so etwas wie der Totengräber für Lord und Lady Lyell. Die beiden leben dort oben im Schloß. Ich habe ihnen sogar einen Sarg dort hingestellt.« Sie verzog das Gesicht. »Sie können sich nicht vorstellen, wie sehr die beiden die Sinclairs hassen.«

»Das habe ich gesehen. Warum?«

»Ich weiß es nicht genau, aber ich weiß, daß sie den Namen etwas anders ausgesprochen haben. Was spielt das noch für eine Rolle! Jedenfalls wollen sie ihre Rache.«

Ich dachte über die Tragweite dieser Worte nicht weiter nach, sondern blieb mit meinen Fragen sehr realistisch. »Ich wüßte nicht, was ich ihnen getan hätte.«

»Das ist mir auch ein Rätsel.«

»Dennoch will man uns töten?«

Gilda McDuff nickte, als wäre dies das normalste auf der Welt. »Ja, man möchte sie töten, diese Sinclairs. Sicherlich wissen Sie, daß Ihr Name hier in Schottland nicht eben selten ist. Es gab und es gibt noch Sinclair-Clans, es gibt auch eine Sinclair Bay im Nordosten.«

»Das weiß ich. Dabei kann ich mir nicht vorstellen, daß die Lyells alle Sinclair umbringen wollen.«

»Da haben Sie recht«, gab sie locker zu.

»Also wollen Sie uns töten.«

»Ja, und die anderen haben sie schon umgebracht, weil sie der Meinung waren, daß es ebenfalls die richtigen waren. Sie werden noch mehr kommen lassen, denke ich.«

»Und Sie helfen ihnen dabei?«

Ein beinahe verwunderter Blick traf mich. »Natürlich helfe ich ihnen. Das muß auch so sein. Sehen Sie mal, ich bin eine Aussteigerin. Ich hielt es in der Großstadt nicht mehr aus und habe mir hier mein kleines Paradies geschaffen. Um hier leben zu können, mußte ich mich arrangieren. Das habe ich getan.«

Ich zeigte mit dem Daumen hinter sich. »Mit denen da oben?«

»Sehr richtig.«

»Sie wissen aber auch, mit wem Sie es zu tun haben, Mrs. McDuff?«

»Es sind die Lyells.«

»Mir geht es dabei nicht um den Namen, sondern um die Personen direkt.«

Gilda McDuff lachte. »Tja, so ist das nun mal. Die Lyells sind eben Gespenster, Geister, Tote, die keine Ruhe finden. Sie wissen doch, daß es zahlreiche, verfluchte Orte bei uns gibt.«

»Ja, das weiß ich.«

»Dann brauchen Sie sich ja weiterhin keine Gedanken zu machen. Wissen Sie, Sinclair«, sie setzte sich in Bewegung und ging auf ein schmales Tor zu. »Es ist doch so: Man steigt aus, man sucht nach einem Home, in das man sich zurückziehen kann. Man findet einiges, man bekommt auch etwas angeboten, aber gewisse Dinge sind eben nicht für alle Menschen. Ich bin nicht vor diesem Schloß zurückgeschreckt, das die Familie Angus vor mehr als sechzig Jahren Hals über Kopf verlassen hat, weil eben die Lyells dort spukten. Ich habe mich mit den Geistern arrangiert. Wir verstehen uns gut, glauben Sie mir.« Die Frau zerrte das Gatter auf und ging weg, ohne sich um mich zu kümmern.

Ich blickte ihr nach, wie sie mit der Motorsäge davon stapfte. Zuerst hatte ich den Eindruck, als wollte sie das Haus betreten, dann aber ging sie daran vorbei und bog nach rechts ab, um den Brunnen zu erreichen, der vor dem Haus seinen Platz gefunden hatte. Ich ging davon aus, daß sie sich waschen und reinigen wollte.

Sie legte die Motorsäge neben sich auf den Boden, umfasste mit beiden Händen das Seil und holte mit ruckartigen Bewegungen einen mit Wasser gefüllten Eimer hoch. Die alte Rolle quietschte dabei so laut, daß auch meine Eltern das Geräusch gehört hatten und plötzlich an der Tür erschienen.

Bevor sie reagieren und eventuell etwas Falsches tun konnten, winkte ich ihnen hastig zu und gleichzeitig auch ab. Sie verstanden die Gestik und zogen sich zurück.

Gilda McDuff hatte sie nicht gesehen. Sie hatte die Jacke ausgezogen und die Ärmel des Pullovers in die Höhe geschoben. Hände und Arme tauchte sie in den mit Wasser gefüllten Eimer, um das Blut abzuwaschen.

Ich schaute ihr nicht nur dabei zu, sondern blieb auch neben ihr stehen. Sie ließ sich nicht stören. Als sie die nassen Arme hervorzog und sie schüttelte, flogen mir einige Tropfen ins Gesicht. Sie lächelte mich kalt an. Aus der Hosentasche holte sie ein breites Tuch hervor und trocknete sich damit ab.

»Nun?«

»Was heißt das?«

»Sie staunen mich an, Sinclair.«

»Das tue ich tatsächlich.«

»Nehmen Sie es, wie es kommt. Vielleicht hätte ich Sie auch noch

angerufen, aber alles der Reihe nach. Die Lyells müssen bestimmt noch nachforschen.«

»Wegen der anderen Sinclairs, die noch auf ihrer Liste stehen.«

»So ist das. Nicht alle, wie gesagt, aber sie werden sie sich der Reihe nach vorknöpfen. Da Sie schon hier sind, werden Sie möglicherweise auch bald an der Reihe sein. Die beiden älteren Menschen trifft es sowieso, da gibt es keine Rettung.«

Ich stand dicht davor, loszuschreien, riß mich aber zusammen und sagte mit möglichst gleichgültig klingender Stimme. »Dann treten Sie auf den Plan und schaffen die Leichen weg.«

»So ist es.« Sie ließ das Tuch wieder verschwinden und nickte mir dabei zu. Wenn mich nicht alles täuschte, strahlten die Augen noch, und ich trat wütend mit dem Fuß auf.

Verdammt noch mal, das war ein Hammer! Ich konnte fast nicht glauben, was ich gehört hatte. Da waren zwei Geister dabei, eine bestimmte Familie Sinclair auszurotten. Nicht alle, wohlgemerkt, nur diejenigen, die sich in der Vergangenheit, wo auch immer, schuldig gemacht hatten.

Wahrscheinlich wäre es jetzt besser gewesen, Ahnenforschung zu betreiben.

»Nachdenklich?« fragte Gilda McDuff.

»Ein wenig schon.«

»Kann ich mir vorstellen.« Sie wies zum Himmel. »Nicht mehr lange, und es wird dämmrig werden.«

»Was bedeutet das?« fragte ich.

Etwas verständnislos blickte sie mich an und schüttelte dazu noch den Kopf. »Was es bedeutet, kann ich Ihnen sagen. Es ist die Zeit der Geister, es geht über von der Dämmerung in die Dunkelheit, und dann ist Mitternacht nicht mehr weit. Denken Sie daran, wer in diesem kleinen Schloß lebt. Es sind keine Menschen, es sind Wesen, Geister, Gespenster. Gestalten aus einer Zwischenwelt, die dann abrechnen wollen.«

»Mit den beiden älteren Menschen?«

»So ist es.«

Ich zwang mich auch weiterhin zur Ruhe. »Glauben Sie denn, daß die Sinclairs ins Schloß gehen?«

»Hm.« Sie zeichnete mit dem Zeigefinger ihren schmalen Nasenrücken nach. »Nein, das glaube ich nicht. Es wird auch nicht nötig sein, denke ich.«

»Warum nicht?«

»Man wird sie auch bei mir im Haus finden. Die Lyells herrschen hier, das muß ich Ihnen doch nicht extra noch sagen. Sie sind die Herren, und sie haben es auch verstanden, die Familie Angus aus dem kleinen Jagdschloss zu vertreiben.«

Ich sah, wie verdammt selbstsicher sich die Frau gab. Sie hatte auch mächtige Helfer, eine Niederlage kannte sie nicht. Es hatte ihr auch nichts ausgemacht, die drei Leichen verschwinden zu lassen.

Niemand würde sie finden. Wer schaute schon unter einem Stallgebäude nach? Ein idealeres Versteck, um Tote auf Nimmerwiedersehen verschwinden zu lassen, gab es nicht.

»Ich habe ihnen sehr gut zugehört, Mrs. McDuff und vieles verstanden. Ich bin quasi zufällig hier…«

»Das stimmt«, unterbrach sie mich. »Ich wollte Sie noch fragen, wie Sie es geschafft haben.«

»Mein Vater rief mich an.«

»Ahhh… ja …«, dehnte sie. »Dann hat er sich nicht an die Regeln gehalten.«

»Zum Glück, würde ich sagen.«

»Meinen Sie das im Ernst?«

»Davon bin ich sogar überzeugt.«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich aber nicht, verdammt! Sie spielen mit dem Feuer, und Sie sollten gleichzeitig wissen, daß der Mensch das Feuer nicht beherrschen kann, auch wenn es manchmal so scheint. Ich bin sicher, daß auch Sie sterben werden. Wissen Sie, Sinclair, es gibt eben gewisse Regeln, die nicht verletzt werden dürfen. Sie haben sich daran nicht gehalten, dabei spielt es keine Rolle, ob Sie nun dazugehörten oder nicht. Die Regeln bleiben bestehen.«

»Weiter…«

»Für Sie wird es wohl der letzte Sonnenuntergang sein. Man weiß, daß Sie hier sind. Die Lyells kennen da kein Erbarmen, das dürfen sie auch nicht, denke ich mal.« Sie drehte sich zur Seite und bückte sich dabei. Erst langsam, dann schnell.

Und plötzlich hatte sie zugeschnappt. In der rechten Hand hielt sie die Motorsäge. Mit der anderen stieß sie zu und erwischte mich in Höhe des Knies.

Ich hatte mit diesem Stoß nicht gerechnet und ziemlich locker gestanden.

Das rächte sich.

Ich fiel auf den Rücken und hatte den Boden kaum berührt, als ich das tödliche Singen der verdammten Säge hörte. Mein Blick glitt in die Höhe, und ich sah Gilda McDuff.

Sie warf bereits einen Schatten, und sie stand wie ein zum Töten bereites Monster vor mir…

***

»Wir haben uns benommen wie die kleinen Kinder«, sagte Horace F. Sinclair und hielt die Hände seiner Frau fest. »Wirklich wie die kleinen Kinder. Keiner hat dem anderen vertraut, und das nach so vielen

Jahren Ehe. Ich begreife es noch immer nicht.«
Mary nickte. »Ich auch nicht.«
»Was hat uns denn dazu getrieben? War es nur die Angst, die uns plötzlich überkam?«
»Keine Ahnung. Ich habe auch so unnatürlich gehandelt. Das muß… das muß tiefer in uns gesteckt haben. Vielleicht eine Furcht, die sich schon jahrelang in uns befunden hat, doch erst jetzt richtig zum Vorschein kam, denn so haben wir noch nie reagiert.«
»Da hast du recht.« Horace wollte noch etwas sagen, hielt aber den Mund, denn er hatte Stimmen gehört. Zusammen mit den Schritten, die sich dem Haus näherten.
Sehr schnell war er an der Tür, seine Frau stand neben ihm, und Horace zog die Tür so weit auf, daß beide den Brunnen sehen konnten.
»Das ist die McDuff, Mary.«
»Ja, und John ist bei ihr.«
»Was hat das nun wieder…?« Sinclair sprach den Satz nicht zu Ende, denn sein Sohn hatte sich gedreht und seine Eltern in der offenen Tür stehen sehen. Sofort gab er ihnen Zeichen, daß sie sich zurückziehen sollten, was beide auch taten.
Horace F. nur unwillig, und Mary merkte, was in ihm vorging.
»Halte du dich nur von allem fern, mein Lieber. Ich weiß, daß es dir nicht paßt, aber das ist einzig und allein Johns Sache. Er wird das Ding schon schaukeln, verstehst du?«
»Ja, ja, ist ja gut«, murmelte er ärgerlich, auch deshalb, weil ihn seine bessere Hälfte wieder zurück in den Raum zog und er wütend über sich selbst war.
»Es ist nicht mehr unser Bier, Horace. Wir sind zu alt dafür. Laß es deinen Sohn machen.«
»Aber es geht auch uns an.«
»Stimmt, Horace - *uns*. Dazu gehört auch unser Sohn John. Er ist der dritte in der Familie.«
»So habe ich das nicht gemeint.«
»Es ist mir im Prinzip egal, wie und was du gemeint hast, Horace.« Sie ließ nicht locker. »Aus diesem Fall bin ich heraus, und ich möchte auch nicht mehr in ihn einsteigen.«
Er setzte sich hin, was Mary ausnehmend gut gefiel. »Sollte es dir auch egal sein, daß es um ganz bestimmte Dinge geht, die wir noch nicht kennen? Willst du nicht erfahren, was sich da in alter Zeit abgespielt hat?«
Sie stand vor ihm und nickte. »Doch das will ich.«
Horace lächelte. »Mary, jetzt siehst du aus wie früher, wenn du mich davon überzeugen wolltest, daß ich bestimmte Dinge unterlassen sollte. Du hast dich nicht geändert. Ich liebe dich!«

Mary bekam einen roten Kopf. »Und du, Horace, bist noch immer so verrückt wie ein großer Junge. Hast dich auch kaum geändert seit damals, als wir uns kennen lernten.«

»Meinst du?«

»Ja.«

»Das freut mich.«

»Aber trotzdem werden wir beide hier im Haus bleiben. Ich lasse mich auch nicht durch schöne Worte überzeugen und schon gar nicht durch Komplimente.«

»Schade.«

»Es bleibt dabei.«

Horace F. Sinclair seufzte. »Ja, ein Pensionär, der hat's schon schwer, meine Liebe.«

Mary hob den Zeigefinger. »Ich kann nur hoffen, daß es auch bei dem Pensionär bleibt.«

»Im Prinzip schon.«

»Was heißt das denn schon wieder?«

»Falls man mich läßt.«

»Wieso?«

»Mary«, seine Stimme klang beschwörend. »Man steckt doch nie drin, das mußt du verstehen. Wir haben doch heute erfahren, daß schon allein der Name Sinclair eine schlimme Hypothek ist. Ich kann dir den Grund nicht nennen, du kennst ihn auch nicht. Du hast mich geheiratet, du bist also zu einem Mitglied der Familie oder des Clans geworden. Der Grund für dieses Grauen hier muß tief in der Vergangenheit liegen.«

»In der du dich aber schlecht auskennst.«

»Gebe ich zu, werde ich aber ändern.«

»Ach ja – wie denn?«

»Ich werde wohl nicht darum herumkommen, Studien zu betreiben. Irgend etwas muß in der Vergangenheit sehr gravierend gewesen sein. So schlimm, daß es bis in die heutige Zeit hineinspielt. Das kann ich nicht begreifen, aber es wird auch nicht grundlos geschehen sein, denke ich mal. Da war etwas.«

»Du denkst dabei an die Clans.«

»Natürlich.«

Mary Sinclair rang die Hände. »Du lieber Himmel, da hast du lange zu suchen. Wenn jeder Clan, den es in Schottland gibt, so…«

»Moment, Moment, nicht jeder. Es geht hier um uns, um die Sinclairs. Unsere Vorfahren haben etwas verbrochen, etwas getan, was nun gerächt werden soll von diesen Lyells. Ich habe da noch keinen Anhaltspunkt.«

»Vielleicht ich.«

»Tatsächlich?«

»Es könnte doch mit John zusammenhängen.«
»Nein.« Sinclair schüttelte den Kopf. »Er nicht. Er ist zwar als Hector de Valois…«
»Nicht diese direkte Richtung, obwohl…«, sie kaute nachdenklich auf ihrer Unterlippe.
Horace verdrehte die Augen. »Ich bitte dich, Mary, mach es doch nicht so spannend.«
»Mir ist da etwas eingefallen.«
»Was denn?«
»Die Templer. Es gibt doch starke Verbindungen zu den Templern. Denk an das Templergrab der Sinclairs. Unsere Vorfahren waren Kreuzritter und Templer. Nach der Auflösung sind viele nach Schottland geflohen. Davon zeugt ja auch das Grab.« Mit dem erhobenen Zeigefinger wirkte sie wie eine pensionierte Lehrerin. »Ich bin mir nicht sicher, aber ich kann mir vorstellen, auf der richtigen Spur zu sein.«
Horace senkte den Kopf. »Das wäre natürlich ein Hammer, denke ich mal.«
»Sogar ein großer.«
»Templer«, murmelte er und hob die Schultern. »Warum eigentlich nicht? Das könnte hinkommen. Das Grab ist letztendlich eine Tatsache. Man kann den Faden noch weiterspinnen.«
Mary lächelte. »In Richtung Westen?«
»Auch und noch weiter.«
»Über den Atlantik hinweg?«
»Daran denke ich.«
Mary Sinclair atmete zischend aus. »Das wäre natürlich etwas Phänomenales und…«
Das dünne und gleichzeitig wütend klingende Kreischen störte beide. Sie bewegten sich für einen Moment nicht, schauten sich dann im Raum um, bis Horace F. in die Höhe schnellte.
»Wo willst du hin?«
Er hörte nicht auf den Ruf seiner Frau, war mit dem nächsten Schritt am Fenster und schaute nach draußen. »Mein Gott«, keuchte er nur, »mein Gott…«
Über mir stand der Tod. Und er trug diesmal keine Sense, er war moderner geworden und hatte sich eben mit einer handlichen Säge bewaffnet, die von einem Akku gespeist wurde.
Ich hatte nicht viel Zeit und konnte auch nicht daran denken, was passiert, wenn mich das verdammte Ding erwischte. Die Säge würde sich durch meine Kleidung und durch das Fleisch fressen wie durch Butter.
Die Beretta ziehen und feuern.
Das Ziel war nicht zu verfehlen, aber es war auch verdammt schnell.

Ich kam nicht mehr dazu, die Waffe hervorzuholen, denn Gilda McDuff bückte sich gedankenschnell, und die verdammte Motorsäge machte die Bewegung mit. Sie vollführte einen Halbkreis.

Zitternd flirrte sie durch die Luft, letzte Tierblutreste spritzten von ihr fort, und dann traf sie.

Allerdings nicht mich, sondern den Boden, denn ich hatte mich zur Seite gerollt. Hinter mir kreischte die Säge auf. Das Blatt hatte sich tief in den Boden gedrückt, es wühlte ihn auf. Wieder hörte ich Gildes Fluchen, da aber hatte ich mich bereits gedreht und erlebte wieder, wie verdammt schnell sie war, denn ich kam aus meiner knienden Haltung nicht hoch, sie flog schon auf mich zu.

Diesmal hielt sie die Säge schräg, als wollte sie mich waagerecht zerschneiden. Wieder ließ sie mir keine Chance, an die Beretta heranzukommen, ich konnte mich nur mehr zurückwuchten und die Beine anziehen. Etwas zerrte an meinen Absätzen und am Stoff der Hose. Sofort veränderte ich den Fall in eine Rolle rückwärts, dann kam ich auf die Beine.

Auch Gilda stand.

Sie knurrte mich an.

Dieses Geräusch war so laut, daß es selbst das dunkle Singen der Säge übertönte. »Nicht du, Sinclair, nicht du. Erst die anderen, aber ich werde dich vorher zerschneiden und in den Schacht kippen, das bin ich meinen Freunden schuldig.«

Sie sprang auf mich zu. Sie bewegte sich geschmeidig. Ihre Waffe zeigte dabei nicht nur in eine Richtung, das Sägeblatt tanzte vor meinen Augen hin und her, es war zu einem höllischen Spiegel geworden, der mich fressen wollte.

Der Boden war uneben. Gilda schaute nicht hin, sie tanzte und sprang darüber hinweg. Dieses Weib schien hier jeden Flecken zu kennen, und ich war noch immer auf dem Rückweg. Ich wollte den runden Brunnen zwischen uns bringen.

Das klappte nicht mehr. Deshalb zog ich die Beretta, deren Mündung sich ebenfalls bewegte, denn das Ziel stand nicht ruhig.

»Bleiben Sie stehen, verdammt!«

Gilda McDuff kümmerte sich nicht um die Waffe. Sie war wie von Sinnen. Sie brüllte im Verein mit ihrem Mordwerkzeug, und sie warf sich einfach nach vorn, trotz der Pistole in meiner Hand.

Ich feuerte nicht.

Ein Sidestep genügte. Gilda rannte in ihrer unkontrollierten Wut ins Leere. Zudem war ich so weit zur Seite gewichen, daß die Säge mich auch bei ausgestreckten Armen nicht einmal hätte streifen können. Genau diese Reaktion war ihr Verderben.

Sie rannte nach vorn.

Dann prallte sie gegen die Außenmauer des Brunnens. Ihre Arme

wurden hochgerissen. Für einen Moment sah es so aus, als würde sie die Säge verlieren, doch sie kriegte einen Drall nach rechts und schnitt mit einer Bewegung das Seil durch.

Es sackte in den Schacht, nur war das nicht alles, denn der Schwung nach vorn und das Gewicht der Säge drückten die Frau noch mehr dem Brunnenschacht entgegen.

Ich war nicht schnell genug.

Als ich auf sie zusprang, da war sie schon gefallen. Ich sah noch ihre Beine, die für einen winzigen Moment wie ein übergroßes V über den Rand hinwegreichten, doch es war nicht das Zeichen für Victory – Sieg – Gilda hatte verloren.

Kopfüber raste sie in die Tiefe.

Ich hörte sie schreien. Die Säge sang noch immer ihre Todesmelodie, bis es zu einem klatschenden Aufprall kam und beide Geräusche verstummten.

Ich stürzte zum Brunnenrand, hielt mich allerdings an ihm fest und konnte mich so nach vorn beugen und in die Tiefe schauen, wo das dunkle Wasser ziemlich weit unten schaumig und aufgewühlt war, denn die Frau strampelte und schlug mit den Armen um sich.

Ich sah sie mehr als Schatten, wie sie gegen die Wände klatschten und sich Finger zuckend krümmten, weil sie versuchten, am Mauerwerk noch einen Halt zu finden.

Sie schafften es nicht. Das Wasser hatte den Brunnenrand glatt gemacht. Wenn es Spalten gab, waren sie mit Moos bewachsen. Das Ende lag zu weit weg. Die Frau würde ertrinken, wenn ich ihr nicht half. Für normale Schwimmbewegungen war der Durchmesser nicht breit genug. Nur das Seil konnte sie retten.

»Halten Sie aus!« rief ich.

Sie schrie mir etwas zu, was ich nicht verstand, denn ich hatte mich bereits geduckt und war außer Hörweite. Ich suchte nach dem Band. Es hing zum Teil noch auf der Rolle, aber das weit größere Stück lag auf dem Boden, denn Gilda hatte es selbst mit ihrer verdammten Säge durchtrennt. Hatte sie sich damit ihr eigenes Grab geschaufelt?

Ich bewegte mich sehr schnell. Selbst in meiner Hand wirkte das Seil kurz, aber ich mußte es wagen.

Zum Glück fiel soviel Licht in den Brunnenschacht, daß ich die Person noch erkennen konnte. Sie strampelte nicht nur, sie versuchte jetzt, in die Höhe zu schnellen. Völlig durchnässt und mit ausgestreckten Armen griff sie in die Höhe. Noch immer suchte sie nach der Chance, den Rand des Brunnens zu umklammern.

Es klappte nicht.

Ihre Handflächen klatschten gegen die glatte Innenwand. Immer wieder rutschte sie zurück. Mit ihren nassen Haaren sah sie aus wie ein Wassergeist, der sich aus der Tiefe hervorgewagt hatte, um

zwischen den Menschen zu sein.
Ich hatte mir ein Seilende um das rechte Handgelenk gewickelt.
Das andere schleuderte ich über den Rand. Das Wasser erreichte es nicht.
Ich konnte nicht genau schätzen, wie weit es noch von der Wasseroberfläche entfernt war, jedenfalls baumelte es zitternd über dem bleichen Gesicht der Frau.
»Pack zu, verdammt!« schrie ich in den Schacht hinein. Meine Stimme wurde dabei zu einem schaurigen Echo, und ich wußte nicht, ob mich Gilda überhaupt gehört hatte, denn als ich schrie, da sackte sie wieder weg, und das dunkle Wasser schlug über ihrem Kopf zusammen.
Hatten sie die Kräfte verlassen?
Obwohl sie mich hatte löten wollen, versuchte ich, sie zu rütteln.
»Tauch doch auf, verdammt!« keuchte ich. »Los, komm doch, Mädchen!«
Sie kam.
Nicht mehr so schnell wie zuvor. Viel, viel langsamer, denn ihre Kräfte näherten sich dem Ende.
»Das Seil!« brüllte ich.
Ihre Augen sahen aus wie zwei helle Ovale, vergleichbar mit Spiegeln, die sich in meine Richtung gedreht hatten. Sie mußte das andere Ende des Seils sehen.
»Spring hoch!«
Ihr Mund verzerrte sich, die Schultern gerieten in rollende Bewegungen, und es sah so aus, als wollte sie noch einmal Kraft sammeln. Dann schnellte sie in die Höhe.
Sie streckte ihre Arme aus und griff von beiden Seiten zu. Ihre Hände bekamen das Seil zu fassen, nicht einmal am unteren Ende, sondern schon ein Stück höher.
Das ließ hoffen.
Aber die Hände waren durch das Wasser glatt geworden. Sie konnte das Seil nicht festhalten, ich spürte den Ruck an meinem Gelenk, wollte schon mit der anderen Hand nachgreifen, als das Gewicht der Frau wieder verschwand.
Es spritzte. Gilda war wieder im Wasser verschwunden.
Schaffte sie es?
Wieder ein Anlauf.
Und dann kam sie erneut. Diesmal hatte sie den Mund weit aufgerissen. Der Schrei gellte mir wie der Stoß aus einem verstimmten Blechinstrument entgegen, und wieder erwischte sie das durchhängende Seil. Wenn sie jetzt wieder abrutschte, hatte ich kaum noch Hoffnung, deshalb schrie ich ihr zu.
»Wickel es dir um die Handgelenke!«

Das schaffte sie. Diesmal gelang es ihr, sich am Seil festzuklammern.

Für mich begann das schwerste Stück meiner Arbeit, denn ich mußte den schweren Körper in die Höhe ziehen und konnte nur hoffen, daß das Seil hielt und meine Kraft ausreichte.

Ich unterstützte die rechte Hand mit der linken. Dennoch nahm die Anstrengung zu. Mochte Gilda McDuff auch noch so ausgezehrt ausgesehen haben, in diesen langen Sekunden kam sie mir zentnerschwer vor. Ich glaubte nicht daran, daß ich sie hochziehen konnte wie einen mit Wasser gefüllten Eimer. Sie mußte mich bei meiner Arbeit schon unterstützen, und ich beugte mich noch weiter vor und starrte in die Tiefe.

Ich sah sie zappeln, was auch gefährlich war, denn das Seil ruckte stark. Ihren Kopf hatte sie in den Nacken gelegt, das Gesicht zeigte eine wahnsinnige Anstrengung. Die Zunge schlug aus dem Mund, die Augen waren weit geöffnet.

»Helfen sie mit!« brüllte ich in den Brunnenschacht. »Verdammt, Sie müssen die Beine spreizen und versuchen, sich an der Schachtwand abzustützen.«

Ob sie mich verstanden hatte, wußte ich nicht. Zumindest hatte sie mich gehört, denn sie hielt an.

Ich spürte den Druck an meinen Handgelenken und hatte das Gefühl, als würde das Seil die Haut aufscheuern wie ein Messer. Fallen lassen konnte ich sie auch nicht, ich machte weiter, und der Druck hatte mir längst den Schweiß aus den Poren getrieben.

»Haben Sie gehört?« schrie ich.

»Ja…«

»Die Beine spreizen. Versuchen Sie mich zu unterstützen.«

Sie deutete ein Nicken an. Ich schaute für einen kurzen Moment auf das Seil. Es lag gespannt auf dem Rand des Brunnens und sah aus, als könnte es jeden Moment durchscheuern. Noch hielt es, ich hoffte, daß dies auch in Zukunft so bleiben würde.

Gilda hatte ihre Schwierigkeiten. Sie spreizte die Beine. Hoffentlich waren sie lang genug. Zu beiden Seiten berührte sie die Wand des Schachts, rutschte aber ab, so daß sie mir kaum Unterstützung geben konnte. Ich feuerte sie an und zerrte sie gleichzeitig höher.

Meine Hacken hatte ich gegen den Boden gestemmt, der an dieser Stelle ziemlich weich war, aber nicht so stark nachgab, wie ich befürchtete.

Wieder brachte Gilda McDuff die Beine auseinander. Und jetzt hatte sie Glück. Mit den Hacken bekam sie Halt. Sie mußte irgendeine Spalte gefunden haben.

Ich zerrte.

Es klappte besser.

Ich feuerte sie an, machte ihr Mut. Es ging nicht so, wie ich es mir

wünschte, aber sie kam höher. Immer wieder fand sie an den glatten Schachtwänden eine Unterstützung. Weiter und weiter zerrte ich sie. Ich hörte ihr Keuchen schon dichter am Rand des Brunnens, dann erreichte sie mit einer Hand den Brunnenrand und klammerte sich dort fest. Die zweite Hand folgte, und plötzlich ging es wie von selbst. Wie ein großes, nasses Tier wälzte sie sich über den Rand.

Völlig erschöpft, nicht mehr an Kampf und Gegenwehr denkend.

Vor meinen Füßen rollte sie zu Boden, drehte sich noch einmal und blieb auf dem Rücken liegen, den Mund weit aufgerissen, keuchend, naß, erschöpft und zitternd.

Ich löste das Seil von meinem Handgelenk und schleuderte es weg. Es klatschte wie eine nasse Schlange zu Boden, und auch ich hatte Mühe, mich auf den Beinen zu halten.

Die Arbeit hatte mich erschöpft. Ich war fertig, die Knie zitterten, meine Handgelenke ebenfalls, und der Strick hatte in meinem Fleisch seine Spuren hinterlassen. Das Gelenk brannte wie Feuer.

Gilda McDuff lag vor mir, ohne mich zu sehen. Ich schaute auf sie nieder, schwieg dabei. Sie holte noch immer tief Luft, bewegte sich zuckend, warf sich mal auf die linke, dann wieder auf die rechte Seite, und sie spürte auch die Schwäche, denn sie zitterte. Ihre andere Schwäche, nämlich die, sich eine Niederlage einzugestehen, war vielleicht noch schlimmer, aber darüber würde ich mit ihr sprechen.

Ich schaute zum Haus.

Hinter den Scheiben bewegten sich zwei Gestalten. Es waren meine Eltern, die auch an der Tür gestanden haben mußten, denn diese war weiter geöffnet worden.

»He, Sinclair!« keuchte sie und verzog die Lippen zu einem Grinsen. »Soll ich mich jetzt bei dir bedanken?«

»Nicht nötig.«

Sie kicherte und keuchte zugleich. Dann hustete sie und spie Wasser. »Warum hast du mich eigentlich aus diesem verdammten Loch herausgeholt?« fragte sie.

»Sie sind ein Mensch, Gilda McDuff.«

»Na und?«

»Normalerweise habe ich es an mir, daß ich versuche, Menschenleben zu retten.«

»Wie edel, wie edel. Aber ich habe versucht, dich zu killen, hast du das vergessen?«

»Nein, habe ich nicht.«

»Und?«

»Nichts und. Ich glaube, wir haben noch einiges zu bereden, was das geheimnisvolle Schloß und sein Bewohner angeht.«

Sie versuchte, sich aufzurichten und schaffte es auch. »Meinst du? Bist du ein so großer Star, daß du glaubst, mit allem fertig zu werden?

Ist es das?«

Ich gab ihr keine Antwort, denn ich hatte in eine bestimmte Richtung geschaut. Und zwar dorthin, wo sich das Schloß befand, aber in all seiner Größe nicht zu sehen war. Nur ein Ausschnitt zeichnete sich ab, der aber war nicht wichtig. Etwas anderes interessierte mich viel mehr. Es war die Gestalt, die ich dort entdeckte. Sie wirkte wie ein Schatten, obwohl ich wußte, daß sie kein Schatten im eigentlichen Sinn war.

Dort stand ein Geist.

Lord Lyell!

»Du gehst nicht raus! Du gehst nicht raus!« Immer wieder hatte Mary Sinclair die Worte gesprochen und zu ihrer Unterstützung ihren Mann sogar noch festgehalten.

Der stand an der Tür, hörte die schrecklichen Geräusche und kriegte auch mit, wie sein Sohn kämpfte und schließlich gewann.

Beide mußten mit ansehen, wie die Frau über den Rand des Brunnens kippte und im Schacht verschwand.

»Sie wird ertrinken!« keuchte Horace F. Sinclair. Er drehte sich um. »Sie wird ertrinken.«

»Nein, sie kann doch…«

Die beiden sprachen nicht mehr, denn sie erlebten, wie ihr Sohn eingriff, und irgendwo waren sie auch stolz darauf. Ein Mann wie John Sinclair ließ selbst seine Feinde nicht umkommen. Er war ein Mensch der Gerechtigkeit, und das nicht nur. Er war eben ein Mensch.

»Ich werde ihm helfen«, sagte Sinclair, doch seine Frau war dagegen. »Nein, Horace, nicht.«

»Warum nicht? Was ist los?«

»Ich weiß es nicht, aber hier muß jemand sein. Es ist so anders geworden.«

»Wie anders?«

»Kälter, glaube ich«, flüsterte sie. »Ja, es ist irgendwie kälter geworden.« Sie schüttelte sich, als hätte man ihr Eis über den Körper gegossen. Sie trat nicht nur von ihrem Mann weg, sondern auch von der Tür und ging bis in die Mitte des relativ großen Raumes. Dort blieb sie stehen, duckte sich und schaute sich vorsichtig um, auf der Suche nach etwas Fremden.

Es war nichts zu sehen.

Dennoch blieb die Kälte.

Horace ging auf seine Frau zu. Mary versuchte ein Lächeln, was allerdings misslang. Dann hob sie die Schultern. »Ich weiß nicht, aber ich kann mich auch geirrt haben…«

»Was hast du denn gespürt?«

»Wir waren nicht mehr allein«, flüsterte sie.

Sinclair mußte lachen. »Das glaubst du wohl selbst nicht. Wir sollen

nicht mehr allein gewesen sein?«
Sie nickte heftig. »Ja.«
»Aber ich sehe niemanden.«
Mary faßte nach der Hand ihres Mannes.
»Himmel, du bist ja ganz kalt.«
»Ich habe Angst.«
»Wovor?«
Sie holte lief Luft. »Das kann ich dir nicht sagen. Hier ist etwas Unheimliches im Gange, mit dem ich nicht zurechtkomme. Wenn ich John wäre, würde ich sagen, daß etwas Fremdes zu uns gekommen ist. Etwas, das ich nicht erklären kann.«
»Und woher soll das gekommen sein?«
»Keine Ahnung, Horace. Aus einer anderen Welt, aus einem anderen Reich, was weiß ich.«
Blödsinn, wollte er sagen, doch der erste Buchstabe bereits blieb ihm in der Kehle stecken. Plötzlich hatte auch er es gespürt. Hier war tatsächlich etwas! Es hielt sich verborgen, es war nicht zu sehen, aber es war trotzdem da. Trotz des Widersinns dieser Überlegung glaubte er fest an das Unheimliche, das bei ihnen Einzug gehalten hatte, und er merkte selbst, wie etwas Kaltes über seinen Körper rann. Es ließ sich nicht vertreiben, es blieb, es nahm sogar zu, und er hörte die geflüsterte Frage seiner Frau.
»Was kann das nur sein?«
»Ich weiß es nicht.«
In der stabilen Hütte war es nicht mehr so hell. Die Sonne hatte sich längst aus dem Zenit des Himmels zurückgezogen und war auf dem Weg nach Westen. Sie sank, erste Schatten entstanden und füllten auch die Senke aus. Das Haus der Frau war mit seiner Rückseite an den Rand der Senke gebaut worden und fing deshalb diese Schatten auf. Sie krochen auch in das Innere hinein, so daß es dort mehr dunkle als helle Stellen gab. Und die Kälte…
»Kannst du sie lokalisieren?« fragte Horace.
»Noch nicht.«
»Okay, dann warte hier bitte.«
»Wo willst du denn hin?«
»Ich will mal nachschauen und…«
»Nein, ich laß dich nicht.«
»Bitte, es kommt von drüben, das habe ich genau gesehen. Ja, es kommt von drüben.«
»Was meinst du damit?«
»Zum Stall hin«, flüsterte Sinclair. »Es ist die Richtung, wo es zum Stall geht. Da können wir es finden, wenn wir genau nachschauen. Das mußt du mir glauben.«
Sie wollte nicken, aber das schaffte sie nicht mehr, denn plötzlich

entdeckten beide das Unwahrscheinliche. Aus dem Hintergrund hatte sich etwas gelöst. Etwas Helles, Unheimliches, das auch leicht strahlte, als hätte jemand ein Licht eingeschaltet, das sich nicht nur auf einen Fleck konzentrierte, sondern sich ausbreitete.

Das mußte es sein. Die andere Kraft, die andere Macht, der Gruß aus dem Jenseits.

Beide sahen, daß sich dieses Etwas bewegen konnte, ohne irgendwelche Türen zu öffnen. Es durchdrang die Wände, es war einfach nicht von Hindernissen zu stoppen.

Es kam näher.

Mary und Horace sahen es deutlicher. Es mußte tatsächlich im Stall gelauert haben, aber dort war es nicht geblieben. Ohne einen Laut wehte es auf sie zu.

Ein Gespenst, eine Frau, eine weiße Frau. Lady Lyell war zu ihnen gekommen…

Die Sinclairs standen da, ohne sich zu bewegen. Die Überraschung hielt sie beide erfaßt. Sie spürten ihren Herzschlag überlaut, und sie hatten den Eindruck von einer Kältewelle erfaßt worden zu sein, aber sie regten nicht den kleinsten Finger.

Die Gestalt kam näher. Dabei war nicht zu erkennen, wie sie sich bewegte und die Materie überwand. Sie huschte lautlos heran, und sie berührte nicht einmal den Boden. Ihre Füße glitten darüber hinweg, obwohl diese auch kaum zu sehen waren, denn das sehr lange, helle und auch weiße Kleid reichte bis zum Boden. Es wirkte wie ein Brautkleid, das zudem noch von einem hellen Sternenlicht umgeben war, denn die Umrisse der geheimnisvollen Frau flimmerten und strahlten. Zudem zog sie noch eine dünne Spirale hinter sich her, als hätte sie diese aus dem fernen Weltall mitgebracht – als Gruß für die Menschen.

Eigentlich hätten die beiden Sinclairs Furcht haben müssen. Das trat bei ihnen kaum ein, im Gegenteil, sie waren von dem Auftritt der unheimlichen Frau fasziniert. Sie konnten sich nicht rühren, was auch nicht tragisch war, denn Lady Lyell schwebte auf sie zu. Und sie erkannten, daß sie noch sehr jung war. Wenn das Kleid, das sie trug, tatsächlich so etwas wie ein Brautkleid darstellen sollte, dann mußte diese Person jung geheiratet haben.

»Nein«, wisperte Horace, »das ist kein Mensch Mary. Das ist… das ist ein Gespenst.« Er hatte einfach etwas sagen müssen und das wiederholt, was sowieso bekannt war.

Mary Sinclair nickte nur. Sie ließ das Wesen nicht aus den Augen, und die Erscheinung wehte lautlos durch das Haus, wobei sie einen leichten Kältehauch hinter sich herzog.

Sie spürten ihn wieder, wie er über ihre Gesichter glitt, selbst die Kleidung durchdrang und sich fast wie Nebel auf der Haut festsetzte.

Und sie wußten auch, daß diese Person der eigentliche Grund war, weshalb so viele Sinclairs gestorben waren. Lady Lyell mußte etwas mit ihrer Vergangenheit zu tun haben.

Das Gespenst hielt inne.

Es stand jetzt neben den Sinclairs, die beide nicht zu atmen wagten. Sie ahnten, daß es etwas von ihnen wollte, aber es konnte sich nicht verständlich machen.

Sehr langsam schwang es herum…

Es war eine Bewegung, die beide spürten, denn der eisige Hauch trieb über ihre Gesichter und hinterließ dort einen Schauer auf der Haut. Es kam ihnen wie eine Botschaft vor, allerdings wie eine, die aus den Tiefen einer anderen Welt drang und nicht eben positiv war. Plötzlich spürten sie die Feindschaft, und beide klammerten sich aneinander fest, um sich gegenseitig Wärme zu geben.

Lady Lyell stand vor ihnen.

Sie hätte sie berühren können, so dicht war sie stehen geblieben, aber sie trauten sich nicht, den Arm auszustrecken oder auch nur einen Finger zu krümmen.

Sie warteten.

Irgend etwas mußte geschehen. Diese Erscheinung müßte doch reagieren, aber sie tat nichts. Sie blieb da, und in ihrem feingesponnenen Gesicht rührte sich ebenfalls nichts.

Das Gespenst hat Augen, aber trotzdem keine. Es hatte Haare, und dennoch waren sie nicht vorhanden. Es war alles anders bei ihm, ein Stück kalter Nebel, der eine menschliche Gestalt angenommen hatte.

Und es war eigentlich furchtbar.

Mary Sinclair faßte sich ein Herz. Sie wußte nicht, ob man mit einem Geist sprechen konnte oder nicht, sie versuchte es einfach und sprach ihn leise an.

»Wer bist du? Was willst du von uns? Warum gibt es die vielen Toten? Warum willst du uns töten…?«

Keine Antwort…

Zumindest keine akustische, denn Gespenster können nicht reden.

Aber eine Reaktion sahen sie trotzdem. Wenn es möglich war, daß ein Zittern diese feinstoffliche Gestalt durchlief, so passierte dies nun. Und in den Augen gab es eine Veränderung. Materialisierten sie sich? Waren sie dabei, Form anzunehmen? Es kam ihnen so vor, als würden sie von den beiden Augen hart und kalt angeschaut. Sie lasen darin die Eiseskälte des Todes, und dieser grauenhafte Blick ließ beide Menschen schaudern.

Dennoch faßte sich Mary Sinclair ein Herz und löste ihre Hand aus der des Mannes. Sehr vorsichtig zog sie die Finger zurück, und Horace reagierte auch nicht.

Mary ging zur Seite. Schritt für Schritt näherte sie sich einem

bestimmten Gegenstand, denn sie hatte plötzlich ihren Mut zurückgefunden und wollte einen Test starten.

Noch lag das Beil in greifbarer Nähe auf dem Boden. Mary erreichte es mit dem fünften Schritt, bückte sich, umklammerte mit der rechten Hand den Griff und hob die Waffe an.

Sie lag schwer in ihrer Hand. Mary Sinclair dachte daran, daß sie noch nie in ihrem Leben ein Beil eingesetzt hatte. Sie hatte nicht einmal Holz damit gehackt, und jetzt wollte sie damit einen – ja, wen wollte sie überhaupt angreifen?

Ein Gespenst, mehr nicht.

Sie ging wieder auf die Erscheinung zu. »Aus dem Weg, Horace!« flüsterte sie. »Bitte, geh aus dem Weg. Ich will nicht, daß du dich verletzt. Geh schon…«

Erst bei den letzten Worten reagierte ihr Mann. Er drehte sich um, sah Mary und auch das Beil, und sein Mund schnappte auf. Panik leuchtete in seinen Augen. Mary hatte das Gefühl, als würde er jeden Moment durchdrehen und plötzlich durch das Haus toben, aber er riß sich zusammen und trat zitternd zurück.

Weg vom Gespenst…

Mary war stehen geblieben. Hie hob den rechten Arm an. Das Beil kam ihr schwer vor, und sie hörte sieh selbst hart durch die Nase schnaufen. Es gab keine andere Chance, sie mußte es tun, vielleicht erzielte sie einen Erfolg. In diesem Fall konnte sie sich auch nicht auf ihren Sohn verlassen.

Die Gestalt war durch Wände und auch durch eine Tür gegangen.

Sicherlich würde ihr auch das Beil nichts ausmachen. Sie konnte damit nicht getötet werden, denn sie war ja schon tot und hatte den Weg aus einem Zwischenreich gefunden.

Mary Sinclair holte noch weiter aus.

Dann warf sie die Waffe.

Sie fühlte sich erleichtert, als auch das Beil ihre Hand verlassen hatte, und sie schaute sehr genau zu, welchen Weg es nahm. Eigentlich hätte sie sich selbst Beifall klatschen können, denn die Axt fand ihren Weg, wobei sie sich mehrere Male überschlug und dann den Körper berührte. Es sah so aus, als würde sie aufstrahlen, das war wohl nur ein Zucken, und dann prallte sie mit einem klirrenden Geräusch gegen die Innenwand des Hauses.

Sie hatte der Erscheinung nichts getan.

Mary Sinclair stand da und zitterte. Im Kopf spürte sie einen Druck, den sie sich nicht erklären konnte. Die Kehle saß ihr zu, sie wußte auch nicht mehr, warum sie die Waffe geschleudert hatte, nur eine schreckliche Angst vor der Rache dieser geheimnisvollen Erscheinung durchflutete sie.

Doch es war alles anders.

Lady Lyell verschwand.
Ebenso lautlos, wie sie gekommen war, zog sie sich wieder zurück, und diesmal ging sie sehr schnell. Sie nahm sich keine Zeit, sie winkte auch keinem der beiden Menschen zu, sie war einfach nicht mehr da und strich durch die Haus wand hindurch.
Jetzt fand auch Horace Sinclair die Sprache wieder. »Mary, was ist das gewesen?«
Die Angesprochene holte tief Luft. »Ich kann es dir nicht sagen«, flüsterte sie. »Ich kann es dir nicht sagen. Ich… ich weiß es einfach nicht – bitte.«
Er nickte.
Und dann schauten beide zur Tür, denn die wurde aufgezogen.
Einen Moment später stand ihr Sohn auf der Schwelle, und er drückte Gilda McDuff schwungvoll in das Haus.
»Endlich«, hauchte Mary Sinclair und mußte sich setzen…

***

Es war alles wieder okay. Nach einer Viertelstunde hatte jeder von uns gewußt, was der andere erlebt und durchgemacht hatte, und ich war froh, daß diese Erscheinung meinen Eltern nichts getan hatte.
Mich hatte der Mann mit dem Schwert nicht angegriffen. Er hatte für die Dauer von gut dreißig Sekunden auf der Kuppe gestanden und starr nach unten geblickt. Bestimmt hatte er mich gesehen, aber nicht einmal den Versuch eines Angriffs unternommen. Ich hatte mich nach seinem Verschwinden mit Gilda McDuff beschäftigt, doch sie hatte auf meine Fragen immer nur die Schultern gehoben und gemeint, daß wir selbst herausfinden sollten, was da passiert war.
»Ihr seid Sinclairs!« hatte sie uns noch zu verstehen gegeben.
Jetzt saß sie auf einem Stuhl und zitterte. Sie hatte keine Decke haben wollen und sich auch geweigert, die Kleidung zu wechseln.
Starr schaute sie gegen den Boden, manchmal hob sie eine Hand und wrang noch Wasser aus den Haarsträhnen.
»Alles muß einen Grund haben, John«, sagte mein Vater. »Das wissen wir beide. Aber wir wissen nicht, was wir getan haben. Zumindest bin ich mir keiner Schuld bewußt.«
»Ja, das stimmt.«
»Und du? Was ist mit dir?«
Ich hob die Schultern. »Tut mir leid, aber die Lyells sind mir bisher noch nicht über den Weg gelaufen. Ich weiß nicht, worauf sich ihr Haß gegen uns begründet.«
»Auf alle Sinclairs«, flüsterte meine Mutter und zeigte auf Gilda McDuff. »Frag sie, John, sie kann dir eine Antwort geben.«
Die Frau hob den Blick. Sie grinste mit schmalen Lippen und schüttelte den Kopf. »Nein, ihr irrt auch. Ich bin nur ihr Helfer

gewesen.«

»Bis hin zum Mord?« fragte ich hart.

»Ich habe nicht gemordet. Ich habe nur die Leichen in den Schacht geworfen. Das war ich ihnen schuldig.«

»Den Geistern?«

»Ja, den Geistern. Oder den Erscheinungen, wie ihr wollt. Ich habe mich mit ihnen arrangiert, denn sie sind die eigentlichen Besitzer des Schlosses. Nicht diejenigen, die es vor sechzig Jahren verlassen haben, nein, nur sie sind es. Und sie sind zurückgekehrt, um euch zu beweisen, daß man sie nicht ausbooten kann.«

»Wir haben sie nicht ausgebootet.«

Gilda McDuff lachte. »Wirklich nicht? Ich würde mal hingehen und mich erkundigen. Fragt sie doch…«

»Das ist eine gute Idee«, sagte mein Vater und erhob sich von der schmalen Bank, die dicht neben dem Kamin stand, wo es auch nach kalter Asche roch. »Das ist sogar eine gute Idee.«

Ich glaubte, mich verhört zu haben. »Du… du willst tatsächlich ins Schloß, Vater?«

»Ja.«

»Und ich gehe mit!« erklärte meine Mutter.

Den Klang der Stimme kannte ich noch aus meinen Kinder- und Jugendtagen. Wenn sie so sprach, war es zwecklos, Widerspruch einzulegen. Wenn ich jetzt dagegen war, hätte ich sie schon fesseln müssen, um sie von ihrem Vorhaben abzuhalten. »Es paßt dir nicht, John.«

»Richtig, Mutter.«

»Das ist mir egal. Ich werde mit in das Schloß gehen.« Sie deutete auf sich. »Schließlich geht es nicht nur dich etwas an, sondern auch mich. Vater und ich sind ebenso betroffen, denn wir heißen auch Sinclair. Ich hoffe, daß du das nicht vergessen hast, mein Junge.«

Was sollte ich da machen? Ich wußte mir keinen Rat, nickte dann und bat beide Elternteile, doch sehr vorsichtig zu sein.

Mein Vater winkte ab. »Da brauchst du dir wirklich keine Sorgen zu machen, John. Wir wissen, wie wir uns verhalten müssen. Ich bin zwar älter als du, aber die Erfahrung ist mir nicht abhanden gekommen.«

Ich hörte, wie Gilda McDuff kicherte. Sie hatte ihren Spaß, und ich konnte mir vorstellen, daß wir für sie schon so gut wie tot waren, denn wir wären nicht die ersten Sinclairs gewesen, die sie in den tiefen Schacht gestoßen hätte.

Es fragte sich nur, was wir mit ihr tun sollten? Allein lassen mußten wir sie, das stand fest, aber ich wollte auf keinen Fall, daß sie irgendwelche Dummheiten machte, die für uns lebensgefährlich werden konnten. Deshalb holte ich die Handschellen hervor und

winkte ihr damit zu. »Es ist besser, wenn wir vor Ihnen Ruhe haben, Mrs. McDuff. Das ist sicherlich auch für Sie persönlich gut.«

»He, was willst du?« Sie stand blitzschnell auf und wollte verschwinden, doch ich war schneller. Vor der Tür kriegte ich sie zu fassen und schleuderte sie herum.

Gilda McDuff krachte gegen den Tisch und schubste das schwere Möbel ein Stück zurück. Bevor sie sich fangen konnte, war ich bei ihr. Der Polizeigriff, in den ich sie nahm, war geübt, ich beherrschte ihn perfekt, und wenig später klickte auch die eine Schelle um ihr Gelenk. Für die zweite suchte ich ebenfalls einen geeigneten Ort und fand ihn in einem Tisch.

Dieses Möbelstück war so schwer, daß sie schon ein Riese hätte sein müssen, um es zu bewegen. Zudem standen die einzelnen Beine durch Querstreben in Verbindung, und ich hatte sie oberhalb der Querstrebe angekettet.

Zuerst war sie so baff, daß sie nicht einmal etwas sagen konnte.

Dann aber sprang die Wut in ihr hoch. Sie brüllte, sie tobte, sie spie vor mir aus, sie rappelte am Tisch, holte schnappend Luft und brüllte unsanft. »Ihr wollt mich wohl verrecken lassen, wie? Ihr laßt mich hier verhungern und…«

Ich schüttelte den Kopf. »Keine Tiraden, meine Liebe. Sie werden nicht verhungern, denn es wird nicht lange dauern, dann sind wir wieder hier.«

Diesmal lachte sie schallend. »Wieder hier?« kreischte sie dann.

»Ihr wollt wieder herkommen?«

»Ja.«

»Das schafft ihr nicht, das ist unmöglich. Keiner hat überlebt, wenn die Lyells es nicht wollten.«

»Wir sind eben die berühmte Ausnahme!« erklärte ich.

Sie lachte nicht, sie kicherte und schrie dabei. Natürlich glaubte sie mir kein Wort. Sie hatte voll auf die beiden geisterhaften Gestalten gesetzt, eine Niederlage konnte sie einfach nicht akzeptieren.

»Was macht Sie so sicher?« fuhr ich sie an.

»Alles.«

»Wie alles?«

»Ks sind keine Menschen«, flüsterte Gilda und setzte sich etwas bequemer hin. »Sie haben lange auf ihre Rache gewartet, und die werden sie auch durchziehen. Nichts ist vergessen…«

»Was hätte denn vergessen werden können?«

Gilda McDuff schaute zu mir hoch. Dann schüttelte die den Kopf.

Es war eine wilde Bewegung, die all das ausdrückte, was sie empfand. »Du kannst mich nicht reinlegen, du nicht! Geh hin zu ihnen. Sie werden jedem Sinclair sagen, daß er sterben muß. Und sie sind auch so fair, ihm den Grund zu nennen.«

»Das hoffe ich doch.«

Sie spie aus.

Für mich war das so etwas wie ein Abschiedsgruß. Ich drehte mich zu meinen Eltern um, die sich nicht eingemischt hatten, aber ziemlich bleich geworden waren.

»Wir können«, sagte ich.

Beide standen auf.

Wenig später hatten wir das niedrige Haus verlassen. Das Lachen der Gilda McDuff erreichte uns noch, als wir bereits am Wagen standen und ich die Türen aufgeschlossen hatte.

»Hoffentlich geht das gut«, flüsterte meine Mutter und ließ sich in den Fond sinken.

»Willst du nicht doch lieber hier am Haus bleiben?«

»Nein, John, das auf keinen Fall.«

Als ich meinen Vater nicken sah, da wußte ich, daß ich auch ihn nicht umstimmen konnte…

Dann sahen wir das Schloß!

Es stand vor uns und wirkte wie ein mit grauem Staub überzogenes Gebilde aus Zucker. Der Himmel hatte sich etwas bewölkt, zwar eine dunklere Farbe angenommen, doch es war noch nicht so finster, als wäre die Dämmerung eingefallen. Auch in der Helligkeit machte es einen düsteren Eindruck, und seine Türme mit den Spitzen an ihren Enden sahen aus, als wollten sie jeden davon abhalten, es zu betreten.

Wir hatten den Wagen verlassen und standen nebeneinander. Ich wurde von meinen Eltern umrahmt, beide schauderten, und ich fragte meinen Vater, ob er beim ersten Sichtkontakt mit dem Schloß ebenso gefühlt hatte wie jetzt.

»Ja, das habe ich. Aber ich bin hineingegangen. Ich hatte meine Gedanken ausgeschaltet, auch nicht daran gedacht, was passieren könne, ich ging hinein und fand den Sarg. Ich wurde irgendwie geleitet, wenn du verstehst.«

»Das kann ich mir vorstellen, Dad.«

»Wunderbar, John.«

Wir ließen unsere Blicke über die Fenster gleiten, hinter denen sich nichts rührte. Kein Lichtschein, keine Gestalt, die an der Scheibe entlang huschte, es blieb einfach nur still und auch leblos. Ein verlassenes Schloß, zumindest auf den ersten Blick hin, aber doch nicht so verlassen wie man hätte meinen können.

Geister bewohnten es.

Eine Weiße Frau hatten wir gesehen, und einen Mann, der wie ein Ritter gekleidet war, allerdings ohne dabei eine Rüstung zu tragen.

Zwei Wesen, die einen Sinclair-Clan unwahrscheinlich hassen mußten, sonst hätten sie nicht so reagiert.

Ich hatte meinen Eltern eingeschärft, stets in meiner Nähe zu bleiben,

und sie hatten versprochen, sich auch daran zu halten. Wir nahmen den Weg, den ich schon einmal gegangen war, und wir stiegen auch die Steintreppe zur Tür hoch.

»Ist sie offen?« flüsterte mein Vater.

»Ich hoffe es.«

Sie war offen, und ich schob sie auf. Wieder überfiel mich die kühle, modrige Luft. Mein Vater ging rechts neben mir. Ich schaute in sein Gesicht und entdeckte darin die wahnsinnige Anspannung, die ihn wie Fesseln hielt.

Er mußte einfach die Erinnerungen spüren, denn dieses hier war auch sein zweiter Besuch.

In der leeren Halle blieben wir stehen. Wortlos ließen wir unsere Blicke durch die Halle streifen.

Meine Mutter sah das Schloß zum erstenmal von innen und schüttelte den Kopf. »Nein, John, nein, ich kann mich nicht daran erinnern, schon einmal hier gewesen zu sein. Wirklich nicht.«

»Hast du denn damit gerechnet?«

Sie hob die Schultern. »Was heißt gerechnet? Irgendwie schon, es muß doch einen Grund geben, daß man es auf uns abgesehen hat, denke ich mir.«

»Wir als Familie haben nichts getan, Mutter.«

»Das weiß ich.«

»Ich habe mir vorgenommen, mich mit Ahnenforschung zu beschäftigen, John, das kann ich versprechen.« Mein alter Herr bekräftigte seine Worte durch ein entschlossenes Nicken.

»Das wäre gut.«

Er trat an mich heran. »Glaubst du denn, daß es mit deinem Schicksal zusammenhängt?«

Ich holte durch die Nase Luft. »Es ist schwer zu sagen, Vater. Ich glaube es nicht, wenn du mich schon so fragst. Nein, es hängt nicht unbedingt nur mit meinem Schicksal zusammen. Es muß etwas sein, das uns alle angeht.«

»Aber ich bin mir keiner Schuld bewußt.«

»Das ist klar, Dad.« Als ich vorging, hörte ich den Ruf meiner Mutter.

»Wo willst du denn hin?«

»In den Keller.«

»Und dann?«

Ich drehte mich wieder um. »Ich bin sicher, daß sie erscheinen werden. Sie wissen längst, wer hier gekommen ist, darauf kannst du dich verlassen.«

Bald lag die Wendeltreppe vor mir. Durch die schmalen Fenster drang nur schwaches Licht. Es war still. Niemand kam, niemand rührte sich, nur die eigenen Schritte hörten wir, und ich spürte, daß ich trotz der Kühle schwitzte.

Jemand lauerte hier, und ich wollte gewappnet sein, deshalb zog ich die Kette mit dem Kreuz über meinen Kopf und ließ beides in der Seitenlasche verschwinden.

Ich konnte mir vorstellen, daß diese Geister vor dem Kreuz zurückschreckten, denn sie gehörten auf die andere Seite. Sie wollten das Böse, sie wollten den Mord und die Rache, und sie würden sich nicht scheuen, es bis zur letzten Konsequenz durchzuführen Das Schloß war zwar relativ klein, aber man konnte sich verstecken, ohne entdeckt zu werden.

Ich wußte meine Eltern hinter mir, als ich mich auf dem Weg in den Keller befand. Meine Füße berührten sehr sacht die Stufen der Treppe, die an einigen Stellen ziemlich glatt waren. Meine Sinne waren zum Zerreißen gespannt. Ich wartete darauf, daß etwas passierte, aber die Herrscher in diesem alten Schloß ließen uns weitergehen, denn sie bestimmten den Zeitpunkt ihres Erscheinens.

Das auf die Treppe fallende Dämmerlicht versickerte allmählich, so daß ich mich gezwungen sah, die Lampe einzuschalten. Der Lichtstrahl fraß einen Teil der Finsternis, er huschte an der Wand entlang, er glitt über die Treppe hinweg, er bekam einen Knick, und er erreichte auch das Ende der Stufen, wo der Keller begann.

Dort wartete ich auf meine Eltern. Ich hatte mich gedreht und leuchtete ihnen den Weg.

Sie gingen wie zwei Puppen, die ferngelenkt wurden. Immer wieder drehten sie sich um. Ich reichte meiner Mutter die Hand. So ließ sie auch die letzten Stufen hinter sich, und mein Vater schaffte es allein.

Er blieb stehen.

Ich schaute in seine Richtung, und der Lampenstrahl erwischte den Gegenstand, in dem mein Vater gelegen hatte. Mutter konnte den leisen Schrei des Schreckens nicht unterdrücken, und sie schüttelte dabei heftig den Kopf.

»Ist er das?«

Ich nickte.

»Ja, darin hat mich John gefunden. Verdammt, ich kriege im Nachhinein noch einen Schauer, wenn ich daran denke.« Er schluckte und räusperte sich. »Es war…«

»Pssst!« Mir war etwas aufgefallen. Ein Geräusch, möglicherweise ein leises Schleifen, als wäre jemand dabei, sich uns so lautlos wie möglich zu nähern. Ich ließ den Lampenschein wandern. Er glitt an den Wänden entlang – und fand ein Ziel.

Da stand der Lord!

In einer Ecke hielt er sich auf, und er hatte sein Schwert bereits gezogen. Von der blanken Klinge wirbelte uns ein Reflex entgegen, als das Licht sich darauf spiegelte.

Er war angezogen wie immer. Der rote Mantel, das gelbe Oberteil,

die blaue Hose. Nichts hatte sich verändert, aber er schaute uns nicht an, sondern an uns vorbei.

Zugleich spürten wir den kalten Schauer, denn auf der Treppe stand die zweite Gestalt, Lady Lyell.

Sie war die Weiße Frau, sie strahlte die Kälte aus, die sie aus dem Reich der Geister mitgebracht hatte. Und wieder sah ihr Gesicht aus, als wäre es von Sternenstaub umflort, wobei sie gleichzeitig noch eine flimmernde Spirale hinter sich herzog.

Sie hatten uns eingekeilt, und ich sah den leichten Schrecken auf den Gesichtern meiner Eltern.

»Zurück«, flüsterte ich. Damit meinte ich nicht den Weg zur Treppe, ich zog beide in die Tiefe des Verlieses, wo sie dann auch stehen blieben.

Wir warteten, und wir spürten, ohne daß wir uns abgesprochen hatten, daß dieser Fall in die entscheidende Phase getreten war. Es würde zu einem Ende kommen, aber auch zu einer Aufklärung. Waren wir vielleicht die letzten Sinclairs, die noch von ihnen getötet werden mußten, damit sie ihre Rache vollenden konnten?

Das alles konnte stimmen, aber es wollte mir nicht in den Sinn. Es war zu einfach, viel zu einfach.

Ich brauchte eine Antwort. Da sie mir von der Lady nicht gegeben werden konnte, zumindest nicht auf dem normalen Weg, wollte ich es zunächst bei dem Lord versuchen.

Meine Mutter schrak zusammen, als ich den ersten Schritt in seine Richtung ging. »Keine Sorge, Mum, das werde ich schon schaukeln.«

»Bitte…«

***

Der Lord erwartete mich.

Ich kam sehr nahe an ihn heran, aber ich wußte noch immer nicht, ob er ein Gespenst war oder ein Mensch, der die Jahrhunderte überlebt hatte, aus welchen Gründen auch immer.

Er hob sein Schwert nicht gegen mich, und ich blieb in relativ sicherer Entfernung stehen. »Du weißt, wer ich bin. Ich hoffe auch, daß du mich verstehen kannst. Kannst du mich verstehen?«

In seinem Gesicht rührte sich nichts. Aber ich sah, daß die Umrisse doch leicht flimmerten. Demnach war er ebenfalls ein Gespenst aus dem fernen Reich.

Plötzlich aber sprach er meinen Namen aus. Wie er das tat, haute mich beinahe um.

»Ja, ich höre dich, St. Clair…«

Ich stand da und tat nichts, denn diese Überraschung mußte ich erst verdauen. Durch meinen Kopf wirbelten die Gedanken, und ich fragte mich zum wiederholten Male, ob ich mich nicht verhört hatte.

Auch die Stimme war nicht direkt aus seinem Mund gedrungen, sie hatte mich aus allen möglichen Richtungen erreicht. Ich hörte meine Mutter schwer seufzen, wahrscheinlich hatten auch die Eltern das gleiche verstanden wie ich.

St. Clair!

Das Echo war verklungen, dafür hörte ich die Stimme meines Vaters. »John, was soll das mit dem Namen…? Hast du gehört, wie er ihn aussprach?«

»Ja…«

»Es hat etwas zu bedeuten, John, mein Gott, es hat etwas zu bedeuten. Ich weiß es, ich spüre es genau. Es muß etwas zu bedeuten haben, denn das hat er nicht grundlos getan.«

Das wußte ich auch und war froh, daß mein Vater nicht mehr sprach, denn so konnte ich mich auf den Lord konzentrieren. Er hatte meinen Namen so seltsam ausgesprochen, und ich wollte, verdammt noch mal, eine Erklärung haben.

Deshalb widersprach ich ihm. »Ich bin nicht St. Clair, ich bin *John* Sinclair…«

War er verunsichert? Warum redete er nicht? Er stand da und schaute ins Leere. Ich sah, daß er dunkle Augen hatte, die wie Glas wirkten. Trotz des schwachen Lichts war er zu erkennen, als hätte man ihn in den dämmrigen Hintergrund hineingemalt. »Es war Henry St. Clair, der uns betrogen hat. Der sich hier versteckt hielt, als er aus dem Lande Frankreich vertrieben wurde. Er hat dieses Schloß bewohnt, er wußte auch, wo sich der Schatz, befand, und er hat ihn mitgenommen, obwohl er ihn uns hatte hier lassen müssen, denn wir, die Lyells, haben hier geherrscht. Wir haben ihn aufgenommen, was er uns nicht gedankt hat. Er floh aus diesem Land, denn er wollte die Neue Welt entdecken, das neue Jerusalem, Arkadien und so weiter. Er war ein Sucher, ein Forscher und ein Tempelritter. Er kam sich grandios vor, und er wollte der größte Entdecker der Welt werden…«

Der Lord hatte nicht viel gesagt, aber das wenige raste mir wie ein Tornado durch den Kopf. Was kam denn hier zusammen? Was mußte ich hören? Wenn alles stimmt, war dieser Henry St. Clair tatsächlich ein Ahnherr von mir, denn mein Name hatte sich aus dem seinen entwickelt. Und ich wußte ja, daß die Ursprünge des Namens Sinclair in Frankreich zu finden waren, und diesmal erhielt ich die Bestätigung, aber nicht nur das, ich erfuhr auch, daß jener besagte Henry St. Clair ein Tempelritter gewesen war.

So schloß sich der Kreis…

Und plötzlich fiel mir etwas anderes ein. Es hatte sich in den letzten Monaten viel um Kolumbus und die Entdeckung Amerikas gedreht. Fünfhundert Jahre war das her. Man hatte Kolumbus gelobt, man hatte Filme über seine Reise gedreht, aber man hatte sich auch

kritisch mit ihm beschäftigt.

Und ich erinnerte mich sehr gut daran, daß es auch Stimmen gegeben hatte, die dem großen spanischen Seefahrer die Krone hatten nehmen wollen, die ihn nicht als den Entdecker der Neuen Welt anerkannten, denn vor ihm waren bereits die Wikinger dort gewesen.

Aber nicht nur sie hatte man wieder aus der Versenkung geholt, es gab noch andere Seefahrer, und dabei hatten sie sich auf einen Namen konzentriert, in dem auch einiges in den Gazetten zu lesen war.

Ein gewisser St. Clair!

Genau dieser Mann sollte rund hundert Jahre vor Kolumbus die Neue Welt entdeckt haben.

Auch ein Europäer, ein Franzose, der über Schottland nach Amerika gelangt war. Und der dabei wohl nicht vergessen hatte, einen Schatz mitzunehmen.

Jetzt lief es mir kalt den Rücken hinab, obwohl die Weiße Frau nicht in meiner Nähe stand. Ich wußte, daß es einen Schatz gab. Er lag versteckt in den Heiligen Wassern, in einer Höhle auf dem mächtigen Kontinent Neufundland, wo Templer-Schiffe angelegt hatten.[1]

Auch das eines gewissen Henry St. Clair?

Es sah danach aus, aber ich verstand noch immer nicht, weshalb die Lyell mich töten wollten.

Diese Frage stellte ich dem Lord, der vor seiner Antwort den Kopf senkte und erst dann sprach. »Das kann ich dir sagen. Sie haben uns nichts gegeben, deine Vorfahren. Sie sind bei Nacht und Nebel verschwunden. Sie haben sich eingeschifft, und wir hatten das Nachsehen. Ich habe ihn verflucht, und ich habe auch viel von ihm gelernt. Er hat nicht alles mitgenommen. Ich fand noch gefährliche Bücher über Zauberei und Alchimie. Mit ihnen habe ich mich beschäftigt. Die Texte waren mit Menschenblut geschrieben, und ich lernte, damit umzugehen. Auch von Unsterblichkeit war dort geschrieben worden, und wir, die Lady und ich, beschlossen, diesen Weg zu gehen, denn es gab schon damals einen sehr mächtigen Dämon, der uns den Schutz geben würde.«

»Baphomet?«

»Ja, er war es. Ihm dienten wir. Und wir gerieten dabei in den Bann seiner Karfunkelaugen, wir jagten andere Templer, wir töteten viele von ihnen, aber die richtigen verpassten wir. Baphometh aber ließ uns nicht im Stich. Er vertröstete uns auf eine späte Rache, die nun eingetroffen ist. Wir haben herausgefunden, daß es noch zahlreiche Sinclairs gibt, die von dem ehemaligen Henry St. Clair abstammen, denn sie alle sollen sterben.«

»Das ist doch Unsinn«, sagte ich.

»Wie heißt das Wort?«

»Du wirst es nicht schaffen, Lord.«

»Es sind schon Tote da.«
»Ich weiß, doch damit ist Schluß. Ich bin erschienen, um eure ruchlosen Taten zu stoppen. Ich werde es auf keinen Fall zulassen, daß ihr weiterhin mordet. Ich werde mich dagegen stellen, hast du das verstanden, Lord Lyell?«
»Ja, aber hier sind wir mächtig. Alle St. Clairs müssen sterben, denn sie haben uns betrogen. Baphomets Blutrache überdauerte die Jahrhunderte. Er lebt, und er hat uns auch am Leben gelassen. Wir stehen unter seiner Magie, denn wir haben unsere Gruften verlassen können. Wir sind nicht direkt Körper, wir sind nicht Geist, wir teilen uns alles. Baphomeths Geist steckt in uns.«
Ich wollte mehr wissen und fragte: »Was hat mein Vorfahr noch getan? Weißt du darüber Bescheid?«
»Ja, er ist nach seiner Flucht aus Frankreich, wo er keine Heimat fand, hier nach Schottland gekommen, und er war ein schottischer Prinz, mit einer großen Macht. Er hat viele Getreue um sich sammeln können, und mit ihnen ist er über das große Meer in die Neue Welt gefahren.«
»Nicht mit allen – oder?«
»Nein, es gibt auch einen zweiten Spross, der in diesem Land geblieben ist. An ihn haben wir uns gehalten, und ihr hier gehört zu dieser zweiten Linie. Wir aber haben Baphomet geschworen, daß diese Linie nicht überlebt, und diesen Schwur halten wir ein. Es zieht die Menschen immer wieder an bestimmte Orte, wenn man es so geheimnisvoll macht, wie wir es getan haben. Sie kamen, sie liefen uns in die Falle, und eine Frau namens Gilda McDuff hat uns dabei geholfen. Die Leichen wird man niemals finden, und auch ihr werdet für alle Zeiten verschollen bleiben, das kann ich euch versprechen.« Auf seinem bärtigen Gesicht zeigte sich ein Lächeln. »Ich habe genau gewußt, daß ihr kommen würdet. Ihr seid hier, und ihr seid auch zurückgekehrt.«
»Ja, weil wir dem Spuk ein Ende bereiten wollen.«
Er lächelte. »Ich weiß, daß du ein besonderer Sinclair bist. Ich habe es erfahren. Du kennst Baphomet, man nennt dich sogar den Sohn des Lichts, und du bist für uns die größte Gefahr. Wir aber wollen nicht, daß du das mit uns machst, was dein Ahnherr einstens hier verbrochen hat. Du und die anderen beiden sollen den Tod erleiden. Erst dann ist der Weg richtig frei.«
Nach diesen Worten zuckte er zusammen, und mit einer glatten Bewegung hob er das Schwert an.
Ich blieb stehen.
Die Klinge zielte auf mich.
Einen Moment später aber zielte sie auch auf mein Kreuz!
Der Lord rührte sich nicht. Man konnte nicht behaupten, daß er zu

Eis geworden war, aber weit davon entfernt war er nicht. Er stand da, hielt sein Schwert fest und schien schon in der ersten Bewegung regelrecht eingefroren zu sein.

»Hast du das vergessen?« fragte ich ihn. »Ich bin der Sohn des Lichts. Ich bin so etwas wie ein Templer, aber ich stehe auf der anderen Seite, und ich weiß auch, was ich meinen Ahnherren schuldig bin. Ich habe immer das Böse bekämpft und werde es auch weiterhin tun.«

Der Lord lächelte. »Das Böse bekämpft? Bist du dir so sicher, daß Henry St. Clair nicht böse war?«

»Das kann ich dir nicht sagen. Ich jedenfalls bin es nicht, wenn du verstehst. Und ich bin es auch gewohnt, mein Versprechen zu halten. Diesem Kreuz gegenüber habe ich eine Verpflichtung, das solltest du sehr genau wissen. Der Sohn des Lichts hat noch nie vor dem Bösen kapituliert. Ob Mensch oder Geist, das Kreuz beherbergt nicht nur die Kraft der Erzengel, es steht auch für die Auferstehung des Guten und für die erneute Niederlage des Satans. Was in Urzeiten begonnen hat, kann man nicht zerstören, auch du nicht.«

Ich glaubte nicht, daß ihn meine Worte überzeugt hatten, aber er tat einfach nichts. Er starrte das Kreuz an, er schien gelähmt zu sein von dieser matt silbrig schimmernden Macht, aber weshalb lächelte er dann so kantig?

Wo steckte sein Trumpf?

»Du kannst nicht gewinnen«, sagte er.

»Warum nicht?«

»Dreh dich um!«

Da wußte ich Bescheid. Ich ahnte zumindest, was passiert war, denn er hatte noch eine gefährliche Helferin – Lady Lyell.

Und sie hatte sich in der Nähe meiner Eltern aufgehalten. Ich ging zurück, ohne den Lord aus den Augen zu lassen. Auch als ich mich drehte, ließ ich ihn nicht aus den Augen.

Zugleich schielte ich in die andere Richtung.

Und ich sah meine Eltern.

Sie lagen auf dem Boden.

Über ihnen aber schwebte Lady Lyell wie ein eiskalter und furchtbarer Todesengel.

Noch immer bleich, noch immer durchscheinend. Die Gesichtszüge waren verschwunden, dort zeichnete sich jetzt die Fratze des Dämons Baphomet ab…

Meine Eltern lagen vor der Treppe wie tot. Mich durchzuckten wahre Stromstöße der Angst, und ich wußte nicht, wie ich ihnen helfen sollte. Es war die Kälte des Todes, die von der Lady Lyell Baphometh ausging, und ihre böse Fratze grinste mich herausfordernd an.

Ich drehte durch.

In diesem Augenblick war mir alles egal.

Daß ich startete, damit hatte sie wohl nicht gerechnet, aber dann hörte sie meine Worte, die ein schauriges Echo durch dieses gruftartige Gewölbe warfen.

»Terra pestem teneto – Salus hie maneto!«

Mit dem Sprechen dieser alten Formel hatte ich mein Kreuz aktiviert!

Mochte Baphomet in der Nähe sein oder auch Asmodis. Eines stand fest. Die Macht des Kreuzes war dermaßen stark, daß sie mich nicht im Stich ließ, und auch jetzt zeigte sie mir, daß ich mich voll und ganz auf sie verlassen konnte.

Vom Kreuz aus jagte etwas Helles auf das Ziel zu. Es war eine Lichtwolke, deren Geschwindigkeit mit dem Augen kaum zu verfolgen war. Aber sie traf genau.

Wie ein lautloser Hammerschlag fuhr sie in die böse Lichtgestalt hinein, machte sie nieder. Plötzlich hatten sich die beiden hellen Lichter vereinigt. Ich sah sie in die Höhe rasen, sie explodierten lautlos an der Decke und vermischten sich miteinander.

Zwei Dinge existierten plötzlich. Es gab ein Zentrum, und es gab einen äußeren Lichtkreis.

Und im Zentrum leuchtete die Fratze des Dämons mit den verfluchten Karfunkelaugen.

Baphomet glotzte mich an.

Er strahlte auf – und er zerstrahlte, denn die Kraft meines aktivierten Kreuzes war stärker. Sie vernichtete die Weiße Frau, die eigentlich nur aus böser Materie bestanden hatte. Für mich sah es aus, als würde wattiger Nebel in verschiedene Teile zerrissen.

Es war vorbei.

Ich drehte mich.

Den Lord sah ich nicht.

Genau die Stelle, an der er noch gestanden hatte, war leer. Natürlich wirbelten zahlreiche Gedanken durch meinen Kopf. Ich konnte nur hoffen, daß die Kraft des Kreuzes ausgereicht hatte, um auch ihn zu vernichten. Sicher war ich mir nicht.

Dafür lief ich zu meinen Eltern. Sie lagen vor der Treppe auf dem Rücken. Jetzt, wo kein Licht mehr über sie fiel, wirkten sie in der Dämmerung wie Statuen.

Mein Herz klopfte schneller, als ich mich über sie beugte. Ich wollte wissen, was mit ihnen war und spürte die Kälte an ihren beiden Wangen. Tief atmete ich durch. Diese Kälte hatte auch ich schon einmal bemerkt, als mir Lady Lyell zum erstenmal begegnet war. Es war zum Verrücktwerden, ich kam einfach nicht weiter. Zwar wußte ich jetzt mehr über einen gewissen Henry St. Clair, aber das war längst nicht genug. Ich wollte den gesamten Fall zu einem guten Ende bringen.

Zuerst schlug mein Vater die Augen auf.

Himmel, mir fiel wieder einmal ein Stein vom Herzen. Besser hätte es nicht kommen können. Ich schaute meinem alten Herrn in die Augen, er sah mich an, nahm meine Hand und lächelte. »Ist sie weg?« fragte er.

»Ja, es gibt sie nicht mehr.«

»Was ist mit Mutter?«

»Ich bin da, Horace. Keine Sorge, so leicht bringt man mich nicht um. Man kann ja vieles von uns Sinclairs behaupten, und ich bin auch nur eine angeheiratete, aber so leicht sind wir von dieser Erde nicht zu vertreiben. Oder was sagst du, mein Junge?«

Ich streckte meiner Mutter die Hand entgegen. »Du hast recht, Mum. Du hast wie immer recht.«

»Dann hilf deiner alten Dame auch hoch.«

Nichts, was ich lieber getan hätte. Etwas schwankend stand Mary Sinclair auf den Beinen. Sie hielt die Augen geschlossen, weil sie sich erst mit dem neuen Zustand anfreunden mußte. Dann hob sie den Arm und wischte kalten Schweiß aus der Stirn. »Wir haben alles gehört, John, aber wir können es kaum glauben.«

»Ich auch nicht, Mutter.«

»Stimmt es denn?«

»Ja, davon gehe ich aus. Es hat einen Henry St. Clair gegeben. Er soll auch vor Kolumbus Amerika entdeckt haben, wahrscheinlich stimmt dies sogar, doch den Ruhm kann er dem alten Kolumbus nicht mehr nehmen. Der soll ihm nach wie vor gebühren.«

Mein Vater hatte auch noch etwas zu sagen. »Ich denke, daß es besser ist, wenn alles so bleibt. Warum sollten die Geschichtsbücher umgeschrieben werden?«

»Da hast du recht. Trotzdem wirst du doch von deinem Plan nicht lassen.«

»Du meinst die Ahnenforschung.«

»Das ist es.«

Er lächelte. »Du kannst dich drauf verlassen, daß ich weitermache, mein Junge. Dafür ist ein gewisser Henry St. Clair eine zu interessante Figur, und es kann sein, daß mich die Spur hin und wieder bis hin in die Staaten führt.«

Ich hob beide Hände. »Bitte nicht, Vater. Wenn es so weit kommen sollte, sagst du mir Bescheid.«

Er zeigte sich verwundert. »Bist du so scharf darauf, eine Reise anzutreten?«

»Das nicht gerade, aber es kann sehr gefährlich werden. Für so etwas bist du doch um einige Jahre zu alt.«

»Das kann sein.«

Ich half auch meinem Vater auf die Beine und bekam mit, daß sich beide ziemlich mißtrauisch umschauten.

»Was habt ihr?« fragte ich.
Meine Mutter hatte schon einen Kuß auf die Treppe gestellt. »Er ist noch hier, nicht?«
»Lord Lyell?«
»Ihn meine ich.«
»Das weiß ich nicht genau. Wenn ich ehrlich bin, habe ich mich nicht um ihn gekümmert. Ich wollte die Lady, denn ich sah euch beide wie tot am Boden liegen.«
»Dann mußt du ihn suchen, John!«
»Später. Zuerst werden wir drei diesen ungastlichen Ort verlassen. Hier haben wir nichts zu suchen, glaubt es mir.«
Dagegen hatten sie nichts einzuwenden. So stiegen wir die Treppe wieder hoch, und ich machte den Anfang. Meine Mutter hatte mit ihrer Bemerkung recht gehabt. Auch ich wußte nicht hundertprozentig, was mit diesem Lord geschehen war. Er hatte durchaus in den Bann des Kreuzes hineingeraten können, doch gesehen hatte ich nichts.
Niemand hielt uns auf, und so erreichten wir unangefochten die leere und nach altem Moder riechende Schlosshalle. Wir sahen die Tür vor uns und auch die blassen Fenster, durch die scheinbar träge das Tageslicht kroch. Nur – den Lord konnten wir nicht entdecken, was meinem Vater überhaupt nicht paßte, denn er schüttelte den Kopf.
»Wo kann er nur stecken?«
»Ich werde ihn finden, Dad!«
»Hoffentlich. So ganz kann ich es nicht glauben. Er ist verflucht schlau, Junge.«
»Das kann sein.«
Ich war bereits an der Tür und zog sie auf. Somit konnte ich meinen Eltern den Weg freimachen, die hinter mir herkamen und in der Tür erschienen, als ich bereits auf der Außentreppe stand. Die oberste Stufe hatte ich überwunden, stand auf der zweitletzten, drehte den Kopf und sah in das Gesicht meiner Mutter.
Es hatte sich verändert.
Zuerst dachte ich, daß es einen wilden Schrecken zeigte, dann aber stellte ich fest, daß es das blanke Erstaunen war. Sie war im Begriff, den linken Arm zu heben und nach vorn zu deuten. Dabei tropften die Worte über ihre Lippen.
»Da… da … ist er ja …« Mein Vater und ich schauten hin. Und wir sahen zugleich Lord Lyell, der sich auf dem Burghof aufhielt und um seine Existenz kämpfte …
Er war in den magischen Kreis meines Kreuzes hineingetreten, sonst hätte er sich nicht so anders benommen. Er war nicht mehr so, wie wir ihn kannten, denn er konnte sich kaum auf den Beinen halten. Er wankte, er ging in die Knie, er kam wieder hoch, aber seine Kräfte

verließen ihn.

Wir sahen, daß er dabei war, sich aufzulösen. Er wurde so durchscheinend wie seine Lady, nur strahlte er nicht so hell. In seinem Innern wechselten sich die Arten der Materie ab.

Einmal fest, zum anderen durchscheinend. Ein langes Wechselspiel, in dem es irgendwann mal einen Verlierer geben mußte.

Und er wurde schwächer.

Die feste Form kehrte nicht mehr so zurück, wie ich es von ihm gewohnt war. Ich hielt es nicht mehr auf der Treppe aus und bat meine Eltern, auf mich zu warten.

Rasch lief ich die Stufen hinab, blieb im Hof stehen und schaute mir den Lord an.

Aus nächster Nähe konnte ich ihn sehen. Er war zu einem sich ständig wechselnden Wirrwarr geworden. Fest, durchscheinend, wieder fest und so weiter.

Und plötzlich war nur mehr der Kopf da.

Er schwebte nicht über dem Boden, obwohl es zunächst so aussah.

Er war nur noch eine geisterhafte Verbindung.

Mich interessiert der Kopf.

Das Maul stand offen. In der Tat war der Mund zu einem Maul geworden, und in diese Öffnung hinein rammte ich das Kreuz. Kurz zuvor hatte ich noch in die hellen Augen schauen können und die Panik darin erkannt. Ein irres Gefühl der Angst mußte ihn gepackt haben. Seine Augen hatten dabei wie weit entrückte Gläser gewirkt, die nicht mehr in die normale Welt schauten, sondern in eine andere.

Das Kreuz wirkte.

Der Kopf verschwand.

Ich hörte keine Explosion, es zischte auch nichts, er wurde völlig lautlos zerstört. Nur ein widerlicher Geruch blieb zurück. Schwefelgas, das war alles.

Lord und Lady Lyell hatten ihre Rache an den Sinclairs nicht vollenden können!

Leider waren schon zu viele gestorben. Um diesen Fall und um Gilda McDuff würde ich mich zusammen mit meinen Kollegen kümmern.

Wichtiger waren jetzt meine Eltern.

Wir standen im Hof vor dem alten Schloß, umarmten uns, wobei meine Mutter sagte, daß sie sich wie neu geboren fühlte.

Meinem Vater und mir erging es ähnlich.

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Nr. 609 »Tiefsee-Mystik«